

45 NEUE GESCHICHTEN, DIE DAS LEBEN SCHRIFTLICH
SCHRIFTLICH



Liebe Leserin, Lieber Leser

Sie erinnern sich (vielleicht nicht mehr): Zusammen mit «10», meiner letztjährigen Jubiläums-Ferienlektüre, habe ich jedem Buch einen Einzahlungsschein beigelegt und die Leserinnen und Leser – Sie also! – zu motivieren versucht, eine Spende zu Gunsten von Dr. Beat «Beatocello» Richners Kinder in Kambodscha zu machen. Ehrlich gesagt, mit 5'000 Franken habe ich schon gerechnet, schliesslich waren die 20'000 Exemplare innert weniger Tage weg. Auf 7'000 Franken habe ich gehofft, mit Fünfstelligem nicht gerechnet. Sie aber haben über 25'000 Franken gespendet. Gerade heraus gesagt: Sie sind Klasse! Vielen, vielen Dank für diese Unterstützung, auch im Namen von Dr. Richner, der sich auf Seite 11 dieser Ferienlektüre direkt bei Ihnen bedankt.

Unerfreuliches gab es aber auch zu vermelden, letztes Jahr. Da fiel mir nämlich eines Morgens schier die Zeitung aus der Hand, als ich schwarz auf weiss im «Bund» lesen durfte, dass ich mit meinen Realsatiren nach Einschätzung des Nachrichtenchefs angeblich «regelmässig Lügengeschichten» verbreite. Was sich danach hinter den Kulissen abgespielt und wie sich der Journalist erfolgreich vor einer ehrlich gemeinten Entschuldigung gedrückt hat, wäre eine kleinere Realsatire wert, aber das wiederum wäre der Ehre nun doch zuviel.

«TohuwaBohu» bietet Ihnen 45 neue Stories, die allein das Leben schrieb, sechs davon stammen aus fremden Federn, nämlich von Livia Anne Richard aus Bern (die gegenwärtig Regie bei den Freilichtspielen auf dem Gurten führt, bei Dürrenmatts «Ein Engel kommt nach Babylon»); von Renate Hochmeister aus Wien (Ex-Wohlerin); von Matthias Mast aus Ittigen (genau, DER Matthias Mast); von meinem Fast-Nachbarn aus Wohlen, Hans Häusler, Pressechef der Stadt Bern; von Daniel Haller vom «Langenthaler Tagblatt» sowie von meinem Arbeitskollegen Peter Steiner aus Bern. Dieses Sextett beweist end und gültig, dass nicht bloss der Bo im Alltag die komischsten Sachen erlebt.

Mein besonderer Dank geht – einmal mehr! – an Beat Sigel, der mit seinen Karikaturen die Stories erst zu dem macht, was sie sind, Realsatiren nämlich. Merci auch an Claudia Boess, Lilian Schlatter, Barbara Siegenthaler, Jacqueline Mendi und Ruth Flückiger für ihre Arbeit als Lektorinnen.

Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, wünsche ich mit den 45 Geschichten viel Vergnügen!

Herzchst,
Bo

«TohuwaBOhu...»[©]

45 neue Geschichten, die das Leben schrieb.

Texte: Thomas Bornhauser, Wohlen/BE,
sowie sechs Gastautorinnen und -autoren.
Karikaturen: Beat Sigel, Büren zum Hof.

«TohuwaBOhu» ist eine Koproduktion der
Migros Aare für ihre Genossenschafterin-
nen und Genossenschafter – in Zusam-
menarbeit mit der Aemme-Zytig, der
Grauholz-Post, der Aare-Zytig und dem
Brückenbauer, wo die Realsatiren in
(un)regelmässigen Abständen veröffent-
licht werden.

Copyright© bei den Autoren.

Auflage: 25'000 Exemplare.

Gedruckt auf 100% Recyclingpapier bei
der Druckerei Brodmann, Burgdorf.

Als UNO-Sonderbeauftragter des Sports, lieber Adolf Ogi ...

“ ... da erlaube ich mir, Ihnen heute, am 25. April, diesen Offenen Brief zukommen zu lassen, da Sie ja im Einzugsgebiet der Zeitung wohnen und diese Worte zu Gesicht bekommen werden. Ich brauche Ihre Hilfe. Das heisst, eigentlich brauche nicht ich Ihre Hilfe, sondern Kinder in China. Aber schön der Reihe nach. ”

Mitte März ist die erste «NZZ am Sonntag» erschienen. Im Sportteil – vielleicht haben Sie die Foto sogar gesehen – ist ein ungefähr zehn-, elfjähriges Mädchen abgebildet, mit schmerzverzerrtem Gesicht und mit Tränen in den Augen. Eine Frau, die über der Kleinen sitzt, ist an den Schmerzen schuld. Dabei handelt es sich bei der Erwachsenen nicht um eine Therapeutin, sondern um eine Trainerin, die den kleinen Körper quält und so auf Leistung trimmt. Wir vernehmen im Text weshalb: Drill und Disziplin bereits im Kindesalter führen dazu, dass die Chinesen noch immer eine der führenden Nationen im Turnen sind.

Lieber Adolf Ogi, Ihnen gegenüber sage ich es diplomatisch, was mir dabei durch den Kopf gegangen ist: Mir hat es abgelöscht. Da werden Kinder für ein Staatsapparat missbraucht, misshandelt und, bei fehlendem Erfolg, wohl auch entsorgt. Wie zu Zeiten der DDR-Sportförderung. Das Ziel ist klar: 2008 finden die Olympischen Sommerspiele in Beijing statt und da möchte man sich der Welt doch gerne als führende Sportnation präsentieren. Darf ich eine

gewagte Behauptung aufstellen? Baron Pierre de Coubertin würde sich im Grab umdrehen.

Nun bin ich kein Untätiger; keiner, der bloss die Faust im Sack macht. In unserer wöchentlich erscheinenden Personalzeitung – jene der Migros Aare – habe ich meine privaten Gedanken auf der Titelseite zu Papier gebracht (Leute, die bei uns eine Titelseite schreiben, können geschäftliche oder private Themen aufgreifen), mit einem riesigen Echo. Unschwer zu erraten, weshalb. Parallel dazu habe ich als Kolumnist in der Berner Wochenzeitung «Berner Bär» vor zwei Wochen das Thema aufgenommen und «Bern-2010-Chef» Martin Hodler gebeten, die Sache seinem Vater Marc, der IOC-Mitglied ist, weiterzuleiten. Mal sehen, ob eine Reaktion erfolgt.

Heute möchte ich Ihnen erzählen, was ich zur gleichen Zeit mit der Botschaft der Volksrepublik China in Bern erlebt habe, die ich ebenfalls angegangen bin. Vorausschicken möchte ich noch, dass ich weder Anhänger der Falun-Gong-Bewegung bin noch ein taiwanesisches Fähnchen auf dem Pult stehen habe (im Gegenteil, in den Sechzigern habe ich voller Stolz das «Rote Büchlein» des Parteivorsitzenden Mao Tse-tung gelesen – Sie wissen schon, zu Zeiten von «Ho-Ho, Ho-Chi-Min!»). Und mir ist auch klar, dass die VRC in dieser feinen Art der Sportförderung nicht allein dasteht. In Nordkorea wird es kaum anders zu- und hergehen.

Montag, 18. März: Telefon an die Ambassade de la République Populaire de Chine



à Berne. Jemand nimmt den Hörer ab, zu verstehen ist öppis in der Art von «Schwawongchin» (oder so ähnlich), Fachchinesisch eben, dessen ich leider nicht mächtig bin. Wir einigen uns für die Konversation auf Französisch, welches bekanntlich Diplomatensprache ist. Ob ich die E-Mail-Adresse der Botschaft haben könnte, weil ich einige Fragen stellen möchte.

Der Mann will zuerst mehr wissen: Wozu denn, was das denn für Fragen seien, worum es sich überhaupt handeln würde und wer ich überhaupt sei? Ich erkläre mich. Er will mich nicht verstehen und verweist an die Abteilung «Kulturelles» der Botschaft. Verbinden kann er mich bedauerlicherweise nicht, ich müsse schon selber anrufen. Gesagt, getan. Das Spiel beginnt von vorne. Nach einer Weile verweist mich mein Gesprächspartner in Englisch an die Hauptnummer der Ambassade, Sport betreffe nämlich auf

gar keinen Fall die Kultur. Dritter Anlauf, dieses Mal wieder en français. Ich parliere mit dem Mann und flehe ihn an, mir die E-Mail-Adresse zu geben. Widerwilligst tut er es: china-embassy@bluewin.ch. Tags darauf, um 09:17 Uhr, geht die E-Mail mit ein paar kritischen Fragen an die Botschaft ab.

Montag, 25. März, 05:02 Uhr (jaja, ich weiss, ich weiss, aber ich bin halt nun mal Frühaufsteher, schliesslich beginnt der Tag bekanntlich am Morgen): Eine zweite Bo-E-Mail und ein erster Fax – zur Sicherheit, man weiss ja nie – beehrt die chinesische Diplomatie.

Die dritte E-Mail, weil keine Antwort kommt, folgt am 2. April. Zusätzlich telefoniere ich am Morgen des 2. April nochmals in die Ambassade. Der Diplomat

gibt sich unwissend: «Drei E-Mails, sagen Sie? Ja, wissen Sie, unser E-Mail-Service ist seit drei Wochen kaputt, der Provider kann es nicht reparieren.» Aber, aber, Bluewin ... Ich solle doch eine Kopie der E-Mails faxen, der Fax funktioniere einwandfrei. Aha, und weshalb wohl habe ich auf meine Faxanfrage keine Antwort erhalten? «Jetzt erinnere ich mich, auch da hatten wir in den letzten Tagen eine Störung.» Soso. Nun denn, das Ganze also wieder von vorne, schliesslich verspricht der Diplomat, dass man sich der Sache «tout de suite, immédiatement» annehmen werde. Soischbrav.

Immédiatement? Chasch danke. Tage später telefoniere ich der allerseits beliebten guten Ordnung halber auf die Botschaft und erkläre, dass ich die Sache sowohl im «Berner Bär» als auch in verschiedenen Regionalzeitungen publik machen würde. Plötzlich wird man hellhörig – und lässt sich die Chöse ein weiteres Mal erklären. Der Mann reagiert, wie die meisten Asiaten reagieren, wenn sie verlegen sind: Er lacht drauflos, erzählt etwas von «Schmerzen beim Sport sind normal» und andere Belanglosigkeiten, von wegen defektem Fax und defekter E-Mail. Für mich ist jedenfalls diesbezüglich Ende der Fahnenstange, zumal die Chinesen auch nach diesem Anruf weiterhin nicht antworten mögen (dafür erhalten sie eine Kopie dieses Offenen Briefes, wie Martin Hodler und Elsbeth Müller von der UNICEF auch).

Adolf Ogi, ich glaube ja nicht wirklich, dass ich etwas an der Situation rund um die chinesische Sportförderung ändern kann oder dass sich gar Kofi Annan einschalten wird. Aber ein bisschen ärgern, das möchte ich die Leute schon. Helfen

Sie mir dabei? Apropos: Die UNO hat doch auch ein Kinderhilfswerk, die UNICEF. Ob jene Leute die Sportförderung in der VRC im Hinblick auf Beijing 2008 etwas genauer unter die Lupe nehmen könnten? Was glauben Sie? Eine Antwort vom UNO-Sonderbeauftragten für Sport würde mich interessieren. Vielen Dank dafür!

«Is there anybody out there?»*

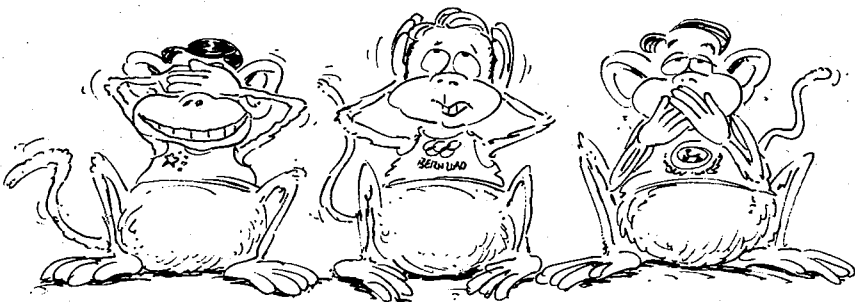
«Husch ein Follow-Up zur Geschichte, die Sie soeben gelesen haben, rund um die kleine Turnerin aus China. Bis zum Tag des «Gut-zum-Druck» dieser Ferienlektüre, Ende Mai, habe ich viele Reaktionen erhalten. Nicht so aber von Martin Hodler, Botschafter Wu, Adolf Ogi oder Elisabeth Müller (Unicef Schweiz), obwohl sie alle von mir persönlich nochmals angeschrieben wurden. Ich bin mal so frech und spekuliere willkürlich, weshalb dem so sein könnte ...»

Klar, Botschafter Wu hat vermutlich angenehmere Aufgaben, als sich öffentlich mit mir zu streiten. Das stinkt ihm doch, denn Lorbeeren kann er sich weder mit den Trainingsmethoden in seiner Heimat noch mit den Nichtreaktionen aus seiner Ambassade holen. Cocktails und Partys sind diesbezüglich viel verbindlicher. Pleased to meet you. Also gibt er sich mir gegenüber betont diplomatisch: Nichts gesehen, nichts gehört, nichts gesagt (diese Lebensweisheit hätte Thomas Bo schon manchen Ärger erspart ...). Was nicht sein darf, kann auch nicht sein, nicht wahr, Herr Wu?

Martin Hodler hat es da schon viel schwerer. Erstens einmal: Sein Vater Marc hat sich aus Sicht vieler Olympia-Funktionäre nicht gerade beliebt gemacht, mit seinen

Recherchen und Enthüllungen rund um gewisse Praktiken in Zusammenhang mit Salt Lake City. Nun hat Martin damit ja nichts zu tun, da er aber zu seinem Familiennamen steht, ist es ihm sicher lieb, wenn niemand nachtragend ist, im Hinblick auf die Kandidatur «Bern 2010». Zweitens: Weil er bei der Ausmarchung zur Vergabe der Olympischen Winterspiele 2010 auf jede Stimme angewiesen ist, kann er sich gar nicht erlauben, öffentlich Stellung gegen «Beijing 2008» zu beziehen, weil Herr Wu und einige Olympia-Funktionäre das kaum goutieren würden, womit 2003 nämlich die Retourkutsche in Prag vorprogrammiert wäre. Interessenkonflikt nennt sich das dann wohl.

Unicef Schweiz weiss vermutlich gar nicht, worum es hier überhaupt geht, also wird man meine Anfrage zu den Akten gelegt haben. Merke: Wenn man von einer Sache keine Ahnung hat, ist es in den meisten Fällen besser, sich nicht dazu zu äussern. Weshalb aber lässt sich Adolf Ogi nicht verlauten? Ich bitte Sie! Als UNO-Sonderbotschafter für den Sport wird er doch den Kollegen von «Bern 2010» kein Ei legen und die Stimme gegen die Chinesen erheben. Was würde Kofi Annan auch dazu sagen? Ein Botschafter hat schliesslich als Neutrum zu leben. Wissen wir doch.



* frei nach
Pink Floyd:
«Juhuuuu!»

«E gueti Schnure mache»

Von Livia Anne Richard, Bern

“E gueti Schnure mache» sagt der Berner und meint damit, in welchen Umständen auch immer, sich diesen einigermassen anzupassen. Es macht zum Beispiel «ke gueti Schnure», an einer Gala-Veranstaltung in Jeans zu erscheinen, und es macht mit Sicherheit noch weniger «e gueti Schnure», am falschen Ort und zur falschen Person zu sagen, etwas mache «e gueti Schnure» oder äbe auch «ke gueti Schnure», weil man das unter Umständen nicht sagt. Und so ist das im Leben, dass man eben manchmal – aus dem einen oder anderen Grund – «ke gueti Schnure macht». Ich weiss, wovon ich rede – ich bin geübt. ”

Bisher bin ich in meiner doch bereits drei- unddreissigjährigen Laufbahn als Erdenbürgerin und trotz einem beachtlich grossen Bekanntenkreis erst ein Mal (ein einziges!) gefragt worden, ob ich Trauzeugin bei einer Hochzeit werden will. Ich grüble oft über die Gründe dafür nach, denn auch unter Ausschluss der Tatsache, dass mein Bekanntenkreis weder biologisch besonders aktiv, noch besonders heiratswillig ist, schleckt es keine Geiss weg, dass man mir das Zeug zur Trauzeugin nicht unbedingt zutraut.

Es könnte allerdings, sinniere ich dann jeweils, halt doch etwas mit dieser Geschichte zu tun haben, die mir an diesem unsäglichen Tag, in diesem unsäglichen Utrecht (Holland) widerfahren ist, und die ich jetzt hier zwecks Outing (obwohl ich unlängst gelesen habe, dass

Outing seit Thomas Fuchs. out sei) zum Besten geben werde.

Brigitte hatte sich also in diesen Zweimeterkoloss von einem Holländer verliebt und war zu dieser Zeit meine Freundin. Und deshalb fragt sie mich, ob ich an der Hochzeit in Utrecht, Holland, ihre Trauzeugin sein wollte. Ich war ganz stolz und wollte, und wie! Erstand im H&M ein schwarzes Mini und eine weisse Bluse und fuhr mit rund 50 anderen Personen im Car nach Utrecht. Es war ein schöner Car, schön klimatisiert, schöne feine Leute, der happy-juditrudi Häppli-Cüpli-Groove ... Vor der zivilen Hochzeit am ersten Tag gingen wir in ein totschickes Restaurant. Ich verspürte unbändige Lust auf Tomatenspaghetti, liess es jedoch in Anbetracht der illustren Gesellschaft (eher Kaviar) und der weissen Blouse (eher heikel) sein und bestellte artig und wie fast alle anderen Gäste das, worauf das Restaurant spezialisiert war: Steak an Morchelsauce (viel Morchelsauce). Das Essen kam, man gab sich weltfräulich und fachmännlich und redete mit fremden Leuten sehr geschickt über nichts. Ich (Extremfall von Linkshänderin) nahm sogar die Gabel in die Linke, das Messer in die Rechte um – eben – «ä gueti Schnure» zu machen. Und dann passierte das Ungeheuerliche:

Bei allem Reden über nichts war ich so konzentriert, dass ich das machte, wovor mich meine Mutter immer gewarnt hatte: Ich stach die Gabel in das Steak, welches unter einer dicken Pfütze dunkelbrauner Morchelsauce gänzlich verschwand, schnitt vorne fein säuberlich ein mundgerechtes Stück ab, redete weiter und wollte, in einem anständigen Moment,

dieses mundgerechte Stück in meinen Mund schieben, als ich einen jähen Schmerz in meinem Ausschnitt und Sekundenbruchteile später auf Bauchnabelhöhe empfand. Genau: Ich hatte das falsche Stück Morchelsteak

respektive das ganze Stück Morchelsteak an der Gabel gehabt. Das mundgerechte lag unschuldig und ungekaut noch im Teller.

Anscheinend entfuhr mir ein gellender Schrei – Morchelsteaks in dafür spezialisierten Restaurants werden heiss serviert – und da sass ich nun, in meiner ehemals weissen Bluse, die nun auf der Vorderfront gesamtheitlich so aussah, als wäre ich gringsvora in die Gülle gefallen. Im Lokal war es totenstill geworden – alles starrte zu mir hin. Sekunden vergingen, die mir wie Jahrzehnte vorkamen. Ich griff – denn das Steak war immer noch an die 80 Grad – von oben in den Ausschnitt bis hinunter, wo das Ding brannte. Zog es vorsichtig heraus, mit Daumen und Zeigfinger (etwa so, wie man eine tote Ratte entsorgen würde), touchierte dabei nun auch noch mein Gesicht, hatte die Morchelsauce nun also auch noch an der Nase, und legte das Steak wieder zurück auf den Teller, schob es mit dem Messer ein wenig zurecht (gerade als ob es noch jemand essen würde), erhob mich endlich, auf der Suche nach einem passenden Mausloch. Eine dienstfertig herbeigeeilte Servierduse wusste auch nicht mehr, als mir mit schwacher Handbewegung den Weg zur Toilette zu weisen, ich



schlurpte wie ein begossener Pudel durch die illustre Gesellschaft, spürte die entsetzten Blicke im Rücken, verfluchte mich, alle, das Steak, das Leben, stand vor dem Spiegel in der Toilette und unternahm angesichts des immensen braunen Flecks – gar nichts. Heulendes Elend war nur der Summton meiner Stimmungslage. Grässlich.

Kurze Zeit später – ich war gerade beim Überlegen, auf welche Weise ich mir am effizientesten das Leben nehmen könnte – kam die Servierduse in die Toilette. Sie hatte etwas Weiss-Grün-Blau-Oranges in der Hand und überreichte es mir mit verlegenem Lächeln und holländischem Charme «nicht ganz so schön wie die Bluse, aber geht doch auch ...» Es war ein T-Shirt einer Drittliga-Fussballmannschaft aus Utrecht ... Die Erinnerungsfotos von der Hochzeit zeigen eine Gesellschaft in Frack und Seidenkleidern und mitten unter ihnen die Trauzeugin. Im schwarzen Mini und in besagtem T-Shirt. Das «macht ke gueti Schnure». Bigoscht.

PS: Obwohl ich sofort sämtliche Fotos, die man mir nach der Hochzeit zustellte, zwecks Debriefing verbrannte, scheint mein Bekanntenkreis die Geschichte von irgendjemandem erfahren zu haben. Anders kann ich mir das Misstrauen, auch von so genannt guten Freunden, bezüglich meiner Fähigkeiten als Trauzeugin nicht erklären. Und obwohl Brigitte, die immer betont hat, das sei doch halbso-schlimm (nimmt mich wunder, was denn ganz-so-schlimm hätte gewesen sein können); nach Holland ausgewandert ist, habe ich sie im Verdacht.

S'il vous plaît, Mesdames, après vous ...

“ Da gibt es doch tatsächlich Zeitgenossen, die allen Ernstes behaupten, mir passiere nie etwas Normales; alles stehe unter dem Motto des Aussergewöhnlichen. Sehe ich nun überhaupt nicht so. Aber gelegentlich haben diese Leute sogar Recht. Zum Beispiel heute. Bornhauser, der sich beim Skifahren – mit Betonung auf fahren – verletzt? Chasch danke. Das läuft anders ab. Ganz anders.

”

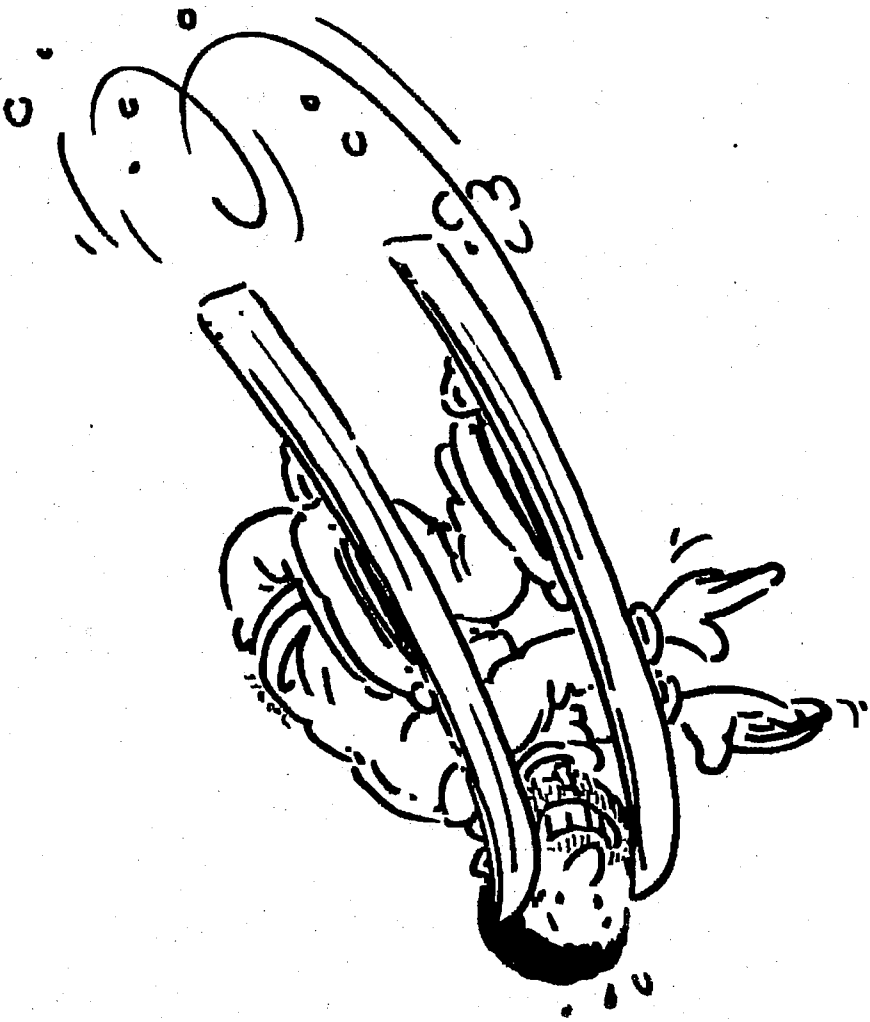
Über Neujahr, da war unsere Familie wieder in Vercorin (und, wie Sie richtig ahnen, natürlich auch bei Jean-Pierre Chevey im «Café place et poste», wo es, dank dem Rezept seiner Schwester Francine, das unbestrittenermassen beste Fondue Europas gibt). Dank eines Energieanfalls von Frau Holle am 29. und 30. Dezember herrschten sogar ganz annehmbare Schneeverhältnisse bei aller schönstem Wetter. Solche äusseren Bedingungen beflügeln mich ungemein, nicht bloss beim Schwingen auf der Piste, sondern auch beim Skilift.

Da stehe ich also und warte seelenruhig, bis ich an die Reihe komme. Die beiden jungen Damen hinter mir hingegen scheinen es eilig zu haben (vermutlich besitzen sie bloss ein Tages-Abi und wollen das möglichst rasch rausfahren), so dass ich ihnen galant Platz mache, ganz gentleman-like, zumal der Rest der Familie erst im Anflug zum Skilift ist: «S'il vous plaît, Mesdames, après vous.» Meine Damen, nach Ihnen. Die Worte bekräftige

ich mit einer vorbeiwinkenden Handbewegung, einem kaum wahrnehmbaren Hofknicks und der Tatsache, dass ich, um Raum zu schaffen, sichtbar zurücktrete. Schliesslich hat man Comment (jaja, ich weiss, nicht immer und überall ...).

Dummerweise übersehe ich dabei den Umstand, dass ich mit dem Rücken gefährlich nahe an einem kleinen Abhang stehe, so dass die beiden Skis plötzlich steil nach hinten wegrutschen, der schwergewichtige Bo hinterher, dem Gesetz der Gravitation folgend. Am besten, Sie stellen sich die Jungflieger Sven Hannawald oder Simon Ammann vor, in der Luft: In genau dieser Position klebe ich am Hang, in V-Stellung, Nasenspitze zwischen den Skispitzen harmonisch auf gleicher Höhe, haarscharf unter der vermaledeiten Geländekante. Die beiden hoch bezahlten Fersenautomaten, eigentlich für meine innere Sicherheit zuständig, verweigern ihren Dienst, dafür überdehnt der rechte Wadenmuskel innert Sekundenbruchteilen. Ein stechender Schmerz lässt mich schier ohnmächtig werden. Ich könnte schreien, komme aber im Moment nicht dazu, weil sich mittlerweile die ganze Familie knapp oberhalb von mir eingefunden hat und sich die Bäuche vor Lachen hält: Luschtig, würklich.

«Könnte mir vielleicht jemand beim Aufstehen helfen?», ergeht leicht gereizt an die heitere Runde. Eine der beiden Damen, die an meinem Malheur eigentlich schuld sind, erbarmt sich meiner und streckt ihre Hand nach dem dargebotenen Skistock aus der Tiefe aus. Ein erstes sanftes Ziehen und schon liegt die



Hübsche flach ... Das Publikum kann sich ob dem Pajazzo kaum erholen. Haha.

Skifahren geht ja noch ganz gut, aber nach dem Ausziehen der Schraubstöcke, die sich Skischuhe nennen, da geht gar nichts mehr, der Borni schon gar nicht. Was jetzt? Wieder in die Skischuhe und damit schlafen? Nobis. Also wird das rechte Bein hochgelagert, eisgekühlt, mit Perskindol, Voltaren und mit Dul-X eingestrichen und regelmässig massiert.

Am (über)nächsten Tag geht es in den Skischuhen und auf der Piste (...) mal besser, abends in den Pantoffeln mal weniger gut. Wieder zu Hause in Wohlen, da halte ich als Humpelmann gerade mal zwei Tage durch, dann werden die Schmerzen unerträglich, vor allem nachts. Eines Morgens also der Anruf in jene Klinik, wo sowohl meine Schwägerin Judith als auch meine Frau arbeiten.

Judith verschafft mir einen Termin bei Jakob Schüpbach, Doktor der Humanmedizin. Eine Stunde später kann ich bereits antreten. «Herr Bornhauser, nun denn, zeigen Sie mir einmal Ihre rechte Wade.»

Damit sich Ihre Schadenfreude nun voll entfalten kann, muss ich hier churzspitz eine Klammer öffnen. Blenden wir drei Wochen zurück. Pädu (11) hat sich vor Weihnachten sexy Boxershorts gepostet, glänzige, bei H&M, in XS, zwei Paar, einmal mit Garfield- und einmal mit Snoopy-Muster. Einige Tage später hat er das Gefühl, es wäre doch lässig, wenn sein Papa die genau gleichen Shorts hätte. Papa demzufolge ebenfalls auf zu H&M, wo er rasch fündig wird, mit den genau gleichen Sujets (allerdings in XL).

Zurück jetzt ins Besprechungszimmer von Herrn Schüpbach, wo auch eine namentlich nicht genannt sein wollende Arztgehilfin anwesend ist. Gedankenlos, wie ich nun einmal sein kann, habe ich mir heute Morgen die wunderschönen Snoopy-Boxershorts montiert. Don't ask me why. Das Schmunzeln der jungen Dame werden Sie sich leicht vorstellen können, wie Bo mit Snoopy-verzierten Boxershorts im Zimmer steht, auf einem Bein, wie ein Flamingo, nur weit weniger elegant. Ganz klar, dass just in diesem Augenblick auch noch meine Frau im Zimmer erscheinen muss. Very funny. Anyway, die Diagnose des Jakob Schüpbach ist klar: Muskelfaserriss – was gleichbedeutend ist mit Stöcken, Fraxi-Spritzen zur Blutverdünnung gegen eine drohende Thrombose, Eispackungen, Salben, Pillen, Stützstrumpf (wie für Schwangere) und vierwöchige Therapie. Sy no Frage?

Nadisna erholt sich meine Wade, die Schmerzen verschwinden. Zu Hause balgt man sich derweil darum, wer Papa abends jeweils die Spritze verpassen darf. Monika macht es als Profi vor, unter den neugierigen Blicken der Kinder. Zwei Tage später will Claudia (14) ran. Mit einigem Respekt drückt sie einen Hautwulst zusammen – um dann elegant wie eine Florettfechterin zuzustechen. Touché! Blick zur Seite, denn sich selber zuschauen mag sie nicht. Dennoch gelingt das Einspritzen perfekt. Jubelnd zieht sie nach getaner Arbeit von dannen: «Juhuu! Ich bin nicht mal ohnmächtig geworden!»

Und was die grosse Schwester kann, das kann der kleine Bruder selbstverständlich auch, schon lange. Am letzten Abend darf er deshalb ebenfalls am lebenden Objekt üben. Gezielt zieht er auf und stösst zu, als wolle er seinen Produzenten durchlöchern, derweil dieser tapfer auf die Zähne beisst. Bevor Pädu injiziert, da will er auf Konto sicher gehen, ob die Spritze auch richtig sitzt. Das prüft er entsprechend. Ein kleiner blauer Flecken links des Bauchnabels erinnert noch heute an seinen denkwürdigen Eingriff.

Liebe Leserinnen und Leser von «10»!

Das Editorial von Thomas Bornhauser auf der
zweiten Umschlagseite dieser Ferienlektüre
sagt schon alles. Es ist fantastisch, dass
so viel Geld zusammengekommen ist! Ganz
herzlichen Dank im Namen aller betroffenen
kambodschanischen Familien und Kinder.

Dr. Beat Richner
PC 80-60 699-1



*
Beatcello
Sim Reap Angkor

Please meet Jane Seymour, David Duchovny and Beat Sigel!

“ Ich bin seit jeher ein Glücksmensch – immer und überall, in jeder Beziehung. Beat Sigel, jener Zeitgenosse, der die passenden Karikaturen zu meinen Realsatiren zeichnet, ist auch so ein Glücklicher. Nur setzt er seinem Glück regelmässig noch einen drauf: Der Mann gewinnt ständig irgendwelche Preise bei irgendwelchen Wettbewerben. Und zwar keine Jahres-Abos der Schweizer Illustrierten oder Blumensträuße von Fleurop. Einmal sind es Florida-Ferien, ein anderes Mal wird er husch nach Chicago geflogen, zum Eröffnungskonzert der Rolling-Stones-Welttournee. Eric Clapton hat er 2000 in Privataudienz getroffen. ”

Knapp drei Wochen ist es her, da das Gurtenfestival durchgeführt wurde. Und seit Jahren ist es Tradition, dass sich die Familien Lüthi aus Boll, Sigel aus Büren zum Hof und Bornhauser aus Wohlen dannzumal auf dem Berner Hausberg treffen. Das wäre auch 2001 der Fall gewesen, hätten unerwarteterweise nicht die Sigels beim jährlichen Rendez-vous gefehlt. Die Erklärung für das Fernbleiben samt Entschuldigung lieferte am darauf folgenden Donnerstag nicht etwa Beat persönlich, sondern der BLICK mit einer knalligen Fotoreportage aus Hollywood anlässlich der Premiere von «Jurassic Parc II», im Beisein von Film-Promis wie John Voight, James Keach, Steven Spielberg, David Duchovny und Jane Seymour. Mittendrin unter den Stars: Ein strahlendes Ehepaar Sigel aus

Büren zum Hof. Das durfte doch nicht wahr sein: Beat hatte wieder mal einen Wettbewerb gewonnen! Sehr lustig. Ich glaube es nicht, reibe mir den Pflotsch aus den Augen. Nützt alles nichts: Ursi und Beat lächeln tatsächlich aus der Zeitung, auf dem ausgerollten roten Teppich neben David Duchovny und Téa Leoni stehend. Nullkommaplötzlich kriegt Kollega Sigel eine E-Mail. Und siehe da: Eine halbe Stunde später schon kommt die Erklärung daher (weil seit einigen Stunden aus den USA retour).

Zusammen mit einer Film-Bude hat der BLICK eine Promotion für «Jurassic Parc II» lanciert, mit besagter Reise zur Welturaufführung als ersten Preis. Der Wettbewerb wird allerdings relativ kurzfristig publiziert, so dass der Sieger relativ flexibel sein muss mit der Abreise, zumal die Tickets erst noch relativ spät eintreffen. Konkret: Die Tickets gehen zuerst auf der Post verloren. Auf der Fahrt nach Zürich zum Konzert der Eagles (diese Tickets hat Beat ausnahmsweise nicht gewonnen!) erreicht Beat per Natel am Freitagabend die Nachricht, die Flug-scheine sowie alle anderen Unterlagen



wären wieder aufgetaucht und in Zürich verfügbar. Und da Beat mit Ursi sowieso auf dem Weg ins Hallenstadion ist, da machen sie mit dem Vertreter der Film-Agentur einen Treff ab, so dass die Dokumente doch noch ihren rechtmässigen Besitzer finden.

Am Sonntag der Flug mit Air France via Paris nach Los Angeles. Unterwegs merkt Beat, dass den Reisedokumenten eigentlich gar kein Hotel-Voucher beiliegt, auch keine Eintrittskarten zur Premiere. Wenn das bloss gut geht ... Bei der Ankunft in L.A. dann die Überraschung. Nach der Gepäckkontrolle ist ein Schild zu sehen, auf dem fünf Buchstaben stehen. SIGEL. Sie werden erwartet. Unseren Bernern werden die Koffer abgenommen – Ursi und Beat zu einer Limousine geführt. Fahrt ins Nobelhotel Hilton Universal, in unmittelbarer Nähe der Filmstudios. Surprise beim Einchecken: «Mister Sigel, you're not supposed to be here, you've cancelled your reservation.» Mit anderen Worten: Beat Sigel wird gar nicht erwartet, weil er doch seine Reservation annulliert hat. Sygse, es klappt dann doch noch. Ursi und Beat erhalten ein riesiges Zimmer mit gewaltiger Fensterfront (O-Ton Beat: «Das sy mindeschens 10 Loufmeter Fänschter gsi, genial!») und Blick über die ganze Stadt, die man tatsächlich sehen könnte, hätte es nicht derart viel Smog.

Den Montag verbringen Sigels im Hilton Universal mit dem Aufklären weiterer Missverständnisse rund um einen ominösen Mister Siegel aus Amerika, dessen Name ebenfalls registriert und annulliert ist (don't ask me why!) und dem Besuch in den Universal Studios, stilgerecht, mit einem «Directors Pass», mit dem man nirgends Schlange stehen muss und bevorzugt behandelt wird. Noblesse oblige, sagt uns bekanntlich ein amerikanisches

Sprichwort. Aus Platzgründen gehen wir hier nicht auf Details ein, sondern konzentrieren uns jetzt auf den eigentlichen Höhepunkt der Reise, auf die Premiere von «Jurassic Parc II».

Am Dienstagnachmittag trifft ein Reporter im Hilton Universal ein, um Beat und Ursi für den BLICK zu interviewen. Danach geht es ins Universal Amphitheater, wo die Welturaufführung von JP3 stattfindet. Ein roter Teppich ist ausgerollt, fast 100 Meter lang. Links und rechts stehen sich Fotografen und Kameramänner auf den Füssen rum, damit sie die besten Plätze für gute Aufnahmen der Prominenz haben. Plötzlich winkt einer aus der Meute auffällig in Richtung Ursi, Beat und Reporter. «Das dort, das ist der BLICK-Fotograf! Nun marschier mal schön den Teppich zu Ende», wird ihnen vom Reporter gesagt. Unsere beiden festlich gekleideten Landeier aus Büren zum Hof geben sich irritiert, tun dann aber wie befohlen. Der BLICK-Fotograf ruft ihnen während ihres würdevollen Abschreitens des roten Teppichs öppis zu. Damit irritiert er aber offenbar die Hunderten von Kolleginnen und Kollegen, denn auf einmal fotografieren und filmen alle wie wild drauflos. «Look at me!» – «Smile!» – «Cheese!» und weiss-nicht-was-alles bekommen die Sigels zu hören. Eine einzige Gaudi, entsprechend lachen die beiden ab den Fotos, auch aus dem BLICK.

Nur wenig später kommen sie dann wirklich, die Superstars aus Hollywood, im Schlepptau der Sigels from Switzerland. Und wie mir Beat erzählt hat, muss es echt eine tolle Party gewesen sein, die da im Anschluss an die Film Premiere noch abging ...

Vreni Spoerry tritt als Zürcher Ständerätin zurück!

“Was uns 2002 wohl noch alles bringen wird, ausser der von der Bevölkerung mit totaler Begeisterung und voller Ungeduld erwarteten Expo.02? Für diese Kurzgeschichte (Ende Dezember 2001 zu Papier gebracht) habe ich mich zwar nicht als Vordenker der Nation versucht, auch nicht als Orakel, auch nicht als Prophet (der im Lande ohnehin nichts gilt), wohl aber als reiner Wunschenker. Wäre nämlich ein Ding, würde auch nur eine dieser Schlagzeilen der Realität entsprechen. Nun, spätestens Ende 2002 werden wir es wissen ...”

Ski: Neue Sicherheitsvorschriften

Der Internationale Skiverband FIS hat für die Saison 2002/03 für die Disziplinen Abfahrt und Super-G erstmals in der Geschichte des Skirennsports Vorschriften beim Material erlassen. Die Skis der Rennläuferinnen und Rennläufer dürfen demnach nur noch eine begrenzte Taillierung aufweisen. «Wir haben uns an der Formel-1 orientiert, wo beim Material und den Streckenführungen alles Menschenmögliche unternommen wird, um die Rennfahrer vor schweren Verletzungen zu schützen», sagte Gian Franco Kasper, Präsident der FIS, gegenüber der Sonntagszeitung. Kasper weiter: «Die Sicherheit der Athletinnen und Athleten steht diskussionslos über dem Nervenzitadel der Zuschauer.» Parallel zu den Materialvorschriften werden auch die Sicherheitsstandards auf und neben den Rennpisten erhöht. Die stark taillierten Skis, welche in Hochgeschwindigkeitskurven

mit gewaltigen Kräften auf Bänder und Sehnen einwirken, so dass sich etliche Rennfahrerinnen und -fahrer bereits ernsthaft verletzt haben, ohne überhaupt gestürzt zu sein, sind bei Kantenfehlern kaum mehr kontrollierbar. (Sonntagszeitung, 20. Januar 2002)

Die Schweiz tritt der UNO bei

Überraschend deutlich – mit 61% Ja-Stimmen – haben die Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürger gestern Sonntag dem Beitritt der Schweiz zur UNO zugestimmt. Der Gesamtbundesrat hat in einer ersten Stellungnahme seiner «grossen Freude» über das Abstimmungsergebnis Ausdruck gegeben. Politologe Claude Longchamp führt das Ergebnis sowohl auf die Stimmfreigabe der SVP zurück als auch auf den Umstand, dass ihre wichtigsten Zürcher Exponenten sich im Vorfeld der Abstimmung eines öffentlichen Votums vornehm enthalten haben. (Berner Zeitung, 4. März 2002)

Nach SR-Debakel nun SR-Rücktritt!

Eclat im Stöckli: Verena Spoerry wird morgen Montag ihren sofortigen Rücktritt als Ständerätin des Kantons Zürich bekannt geben. Dies bestätigte die Politikerin dem SonntagsBlick exklusiv. Spoerry, als ehemalige Verwaltungsrätin, steht seit dem Crash der Swissair unter öffentlichem Druck. Ihren Rücktritt sieht sie denn auch in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Ende des ehemaligen Schweizer Nationalstolzes: «Heute Sonntag, 24. März, mit Inkrafttreten des Sommerflugplans, übernimmt die SWISS auch offiziell die bisherigen Dienstleistungen der Swissair, womit unsere

bisherige Luftverkehrsgesellschaft zu existieren aufgehört hat. Mit meinem Rücktritt ziehe ich die persönlichen Konsequenzen aus der Sache.» (SonntagsBlick, 24. März 2002)

Expo.02: Finanzieller Erfolg

Die Expo.02, die gestern ihre Pforten geschlossen hat, kann nicht bloss auf einen überwältigenden und in diesem Ausmass nie erwarteten Publikumserfolg zurückblicken. Nach ersten Einschätzungen zufolge wird sich auch Bundespräsident Kaspar Villiger als Finanzminister freuen können, rechnen die Expo.02-Verantwortlichen doch damit, «einige Hundert Millionen Franken» weniger als vorgesehen aus der Bundeskasse beanspruchen zu müssen. (sda, 21. Oktober 2002)

Gesundheitskosten stabilisieren sich

Eine Umfrage des «Kassensturz» bei den grössten Schweizer Krankenkassen hat ergeben, dass die fortwährende Kostenexplosion der vergangenen Jahre im Gesundheitswesen offenbar nachhaltig gestoppt werden konnte. Ausschlaggebend für diese Entwicklung ist, nach Ansicht des Krankenkassen-Konkordats, die Aussage von Bundesrätin Ruth Dreifuss, die im Frühjahr «Fehlüberlegungen» bei der Ausarbeitung des Krankenversicherungsgesetzes (KVG) eingestanden und daraufhin die zur wirklichen Sanierung des Gesundheitswesens erforderlichen Lenkungsmassnahmen eingeleitet hat. (Ausstrahlung im «Kassensturz», heute, 26. November, 21:05 Uhr, SF1)

Absage an Halb- und Unwahrheiten

Den Auswüchsen des «Mid-Risk»-Journalismus, wonach eine Berichterstattung nur der Spur nach stimmen muss, damit sie ohne grosses Risiko veröffentlicht werden kann, soll der Kampf

angesagt werden. Darauf haben sich die Mitglieder der Schweizer Journalisten-Union (SJU) an ihrer Tagung in Olten geeinigt. Wie einem Pressecommuniqué der SJU entnommen werden kann, dürfe der Druck auf Auflagen und Einschaltquoten nicht dazu führen, dass bei der Qualität des Journalismus die Latte tiefer gelegt werde. Insbesondere gehe es darum, Personen, Unternehmen und Institutionen «in ihrer Ehre und Integrität vor ungerechtfertigten Behauptungen zu schützen.» Die SJU ist sich einig, dass eine wahrheitsgetreue Berichterstattung längerfristig dem Auftrag der Medien besser entspricht als Darstellungen, die mit Gegendarstellungen unglaubwürdig gemacht würden. (Der Bund, 7. Dezember 2002)



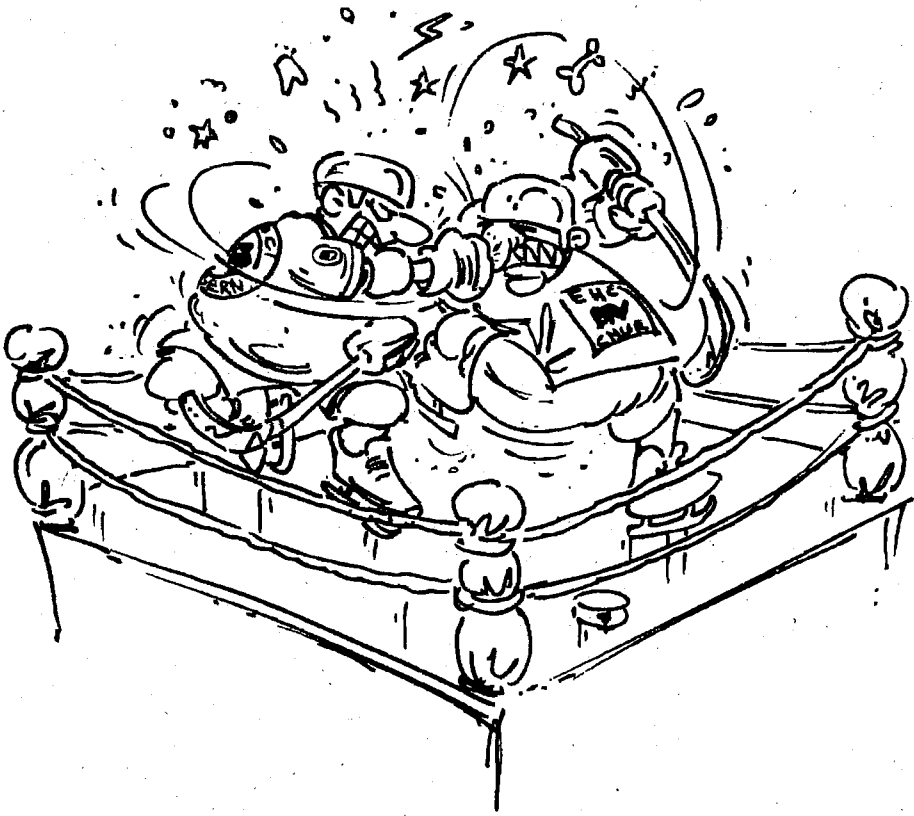
Wenn sich dr Haueter u dr Reichert uf e Gring gä ...

“ Von Eishockey verstehe ich nichts. Selbst die Klubs, die in der obersten Schweizer Division spielen, könnte ich kaum vollzählig benennen. Okay, der SCB und der ZSC sind mir ein Begriff, Langzeitgedächtnis sei dank. Auch Kloten, Davos, Ambri-Piotta und La Chaux-de-Fonds gehören wohl dazu. Aber dann? Villars? Zug? Lugano? Und wenn unser elfjähriger Pädu – SCB-Fan durch und durch – vom Armstrong spricht, dann vermute ich eher Radsport, Jazz oder Mondlandung denn Eishockey als Thema. Item, kürzlich hatten Pädu und ich die Ehre, in der VIP-VIP-Loge des Allmendstadions Platz nehmen zu können, dank Valora, welcher der SCB bekanntlich gehört. Und um einen Volksaufstand zu vermeiden, schliesse ich hiermit ausdrücklich nicht aus, dass möglicherweise auch der SC Langnau, die Mannschaft von/um Edi Grubauer, in der Königs-Klasse des helvetischen Eishockeys mitmischt. ”

Zehn Jahre mögen es her sein, dass ich letztmals an einem SCB-Match war. Das vorletzte von mir besuchte Spiel wiederum fand noch auf der Ka-We-De statt (Irrtum vorbehalten gegen Basel, als der SCB mit 20:0 gewonnen hat, mit Cracks wie Kiener, Diethelm oder Stammbach). Sie werden sich also leicht vorstellen können, was für ein jungfräulicher Szenenkenner kürzlich mit seinem Sohn ins Allmendstadion einlief.

Kontaktmann für unseren Besuch war übrigens Roland Dellsperger. Ich schätze, er wird sich im Vorfeld der Veranstaltung – im persönlichen E-Mail-Kontakt – wohl gefragt haben, was für ein eishockeyanischer Tiefflieger dieser Bornhauser sein mag. Und damit ich es nicht vergesse: Obwohl ich ihn während seiner Aktivzeit vermutlich nie live auf oder neben dem Eis gesehen habe, da war dieser Dellsperger für mich immer ein hochsympathischer Zeitgenosse. Eine Lagebeurteilung, die sich am Samstagabend bestätigen sollte. Genialer Typ. Apropos: Der Mann ist bekannt wie ein bunter Hund: «Tschou Role» hier, «Sälü Dällspi» dort. Ich behaupte: Würde er seine Kandidatur als Berner Stapi ankündigen, Alexander Tschäppät hätte einen ernsthaften Konkurrenten zu bodigen. Aber lassen wir das und wenden wir uns dem Sport zu.

Treffpunkt mit Roland Dellsperger ist die Bar mit Namen «1664», welche vermutlich nach dem Gründungsjahr des Schlittschuhclubs Bern benannt ist. Es ist beeindruckend, wer sich in dieser VIP-Zone alles aufhält. Wow! Albi Saner (Telebärns Sport-Guru) ist zu sehen; Klaus Zaugg (ebensolcher beim BLICK, mit einer Zigarre, die Herrn Castro ebenfalls gut anstehen würde), «Bagatello» Michael Grossenbacher (Chef-Cheerleader, wenn die Mannschaften aufs Eis kommen), Claude Chatelain, der der BLICK-Leserschaft jeden Tag Finanztipps gibt, Marc Lüthi (SCB-Geschäftsführer, Telebärn-Moderator und Stimmungskanone der Nation), Riccardo Fuhrer (bis vor wenigen Tagen Headcoach beim SCB und in dieser Funktion von Kent Ruhnke abgelöst, den ich kürzlich bei einem – begeisternden



– Vortrag über Coaching und Motivation erlebt habe und bei dem ich nie weiss, wo genau der «h» in seinem Namen zu stehen kommt).

Den Match dürfen dann einige Handverlesene vom «VIP-VIP-Tower» aus verfolgen, hoch über dem Spielfeld gelegen, mit bester Aussicht: Sonja und Reto von der Concordia; Edith, eine charmante Begleiterin (Übername: «Blondie mit den spitzen Stiefeln»), Pädu und ich. Samt Role Dellsperger, im gepflegten Dreiteiler. Noblesse oblige schliesslich.

Gemäss gewöhnlich gut unterrichteter Quelle spielt der SCB heute Abend gegen den EHC Chur. Soso. Und weshalb – ich frage Sie! – sind die Spieler denn auf ihren

breiten Rücken mit «AROSA» beschriftet, wieso? Wie bitte? Sie meinen, das habe mit Werbung zu tun? Nun, da mögen Sie sogar Recht haben, denn diese ist im Stadion tatsächlich allgegenwärtig. Die Berner tragen Pöscho zur Schau und spielen zumindest heute Abend ungefähr so, wie es ihnen eine Bandenreklame im Vorbeifahren ins Unterbewusstsein kommuniziert: BICO (für ne tүүfä, gsuuundä Schlaf). An der Bande auch zu lesen: Sinalco und Nivea. Interessant, dass mit dem schlichten Schriftzug «KRÜGER» einer darauf achtet, dass er, weil zwischenzeitlich anderweitig verpflichtet, nicht ganz in Vergessenheit gerät. Was aber die

nichts sagenden vier Buchstaben KPMG an bester Platzierung im Stadion suchen, das bleibt definitiv das letzte grosse Geheimnis der Menschheit.

Im Verlauf der Begegnung wird unten auf dem Eis Mani Matter zelebriert, besser gesagt sein Lied mit den beiden Boxern, die sich im Ring bekanntlich auf den Gring geben. Geht so: Tohuwabohu vor dem Tor der Arosier. Krethi und Plethi liegen auf- und nebeneinander. Plötzlich explodiert der Haufen: Reichert (gemäss Pädu «Freund») und Haueter (nomen est omen, «Feind») schlagen aufeinander ein, als stünden sie in Runde 15 eines WM-Boxkampfes auf der Suche nach dem Lucky punch und nicht im zweiten Drittel eines Eishockeyspiels. Und das alles zur Gaudi ihrer Kollegen und der drei Schiris(!), die einen Kreis bilden und genüsslich zuschauen, wie sich die Spieler verklopfen. Nach einer Weile ist jedoch fertig luschtig. Die drei Zebras packen die beiden Streithähne und schicken sie vorzeitig unter die Duschen (wird später auch den Herren Chatelain und Fröhlicher wegen eines gleichen Intermezzos blühen, obwohl ihre Einlage bei weitem nicht das Niveau ihrer bereits duschenden Kollegen erreicht). Kommentar von Pädu zur Sache: «Bim Schlegle hei üser gwunnel»

Tore gab es während der Begegnung auch, vor allem jede Menge verpasster seitens der Berner. Der Ausgleich zum 2:2 zeigte hingegen eindrücklich auf, wie vorbildlich demokratisch unser Land organisiert ist. Wieder einmal findet nämlich ein Gestoche vor dem Berner Goalie statt. Plötzlich jubeln die Bündner – und mit ihnen ihre (handgezählten) 23 mit Fahnen angereisten Fans hinter dem

Tor (einige davon, leider alles männliche, mit nacktem Oberkörper). Die Schützlinge Kent Rhunkes wollen hingegen von einem Tor nichts gesehen haben, obwohl der Puck – von unserem TowerVIPplatz aus göttlich zu sehen – zehn Zentimeter hinter der Linie lag. Also ist vorerst nichts mit dem Ausgleich. Frei nach «Ein Palaver» von Max Frisch zwischen Spielern, Schiedsrichtern, Zuschauern, Beteiligten, Unbeteiligten, Richtern und Henkern (um einen anderen grossen Schweizer Schriftsteller in Erinnerung zu rufen) geht es dann weiter. Mit dem Ergebnis, dass es 2:2 steht, auch nach der regulären Spielzeit, womit ein viertes Drittel (?) und das Abspielen der Titelmelodie aus «Spiel mir das Lied vom Tod» fällig werden. Es bleibt dabei. 2:2. Die Berner werden vom Publikum mit einem Pfeifkonzert verabschiedet, molto furioso.

Nach diesem Höhepunkt in der Familiengeschichte der Bornhausers ist Pädu happy, zumal alle SCB-Spieler ihm sein SCB-Tricot mit ihren Autogrammen und mit wasserfestem Filzstift voll geschrieben haben. Schön für Pädu. Bleibt also bloss noch die Frage zu beantworten, wann Papa seinerseits endlich das heiss-ersehnte Autogramm von Elvira Iseli bekommt. Siiicher!

Wie das Primeli in den Revisorenbericht kommt

Von Peter Steiner, Bern

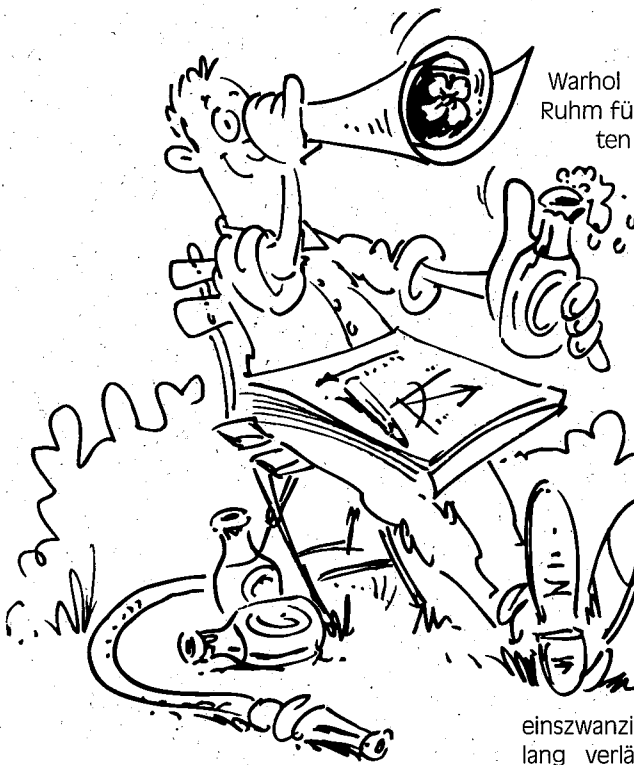
“**Durchaus möglich, dass ich es in dieser Ferienlektüre erwähne: Bei der Migros Aare, da wird jede Woche (!) eine Personalzeitung veröffentlicht. Mit jeder Ausgabe wechseln sich die Autorinnen und Autoren der Titelseite ab. Einer meiner Lieblingsautoren ist Peter Steiner, im Bereich Marketing Informatik beschäftigt. Lesen Sie seine Story – dann wissen Sie, weshalb.**”

Mit Bleistift, Bierflasche und Schreibblock hocke ich in meinem Garten. Es interessiert mich nicht, was meine Nachbarn dort drüben tuscheln. Wahrscheinlich irgendetwas Unqualifiziertes wie: «Der dort drüben, der pflanzt wie ein Industrieller. Im Mai spriessen Zuckermais und Sonnenblumen, im Sommer wird sein Pflanzplatz zum Irrgarten, und kurz nach dem ersten Frost, da liegt sein Acker brach wie die Wüste Gobi nach einem Sturm.» Vielleicht ist ja was dran, an dem, was die sagen, aber das war früher. Schliesslich bin ich kein Frührentner. Noch habe ich einen Fulltime-Job, der mich fordert, und eigentlich habe ich diese zwei Aren Land mehr zur Er- als zur Bebauung gepachtet.

Aber dieses Jahr wird alles anders, ganz anders! Ich zeichne nämlich einen wohl überlegten Anbauplan und ich pflanze naturnah! Ja, redet ihr nur hinter meinem Rücken! Was kümmert es schliesslich den Mond, wenn ihn ein Hund anbellt? Der Block ist noch und die Bierflasche schon wieder leer. Bald wird sich hier einiges ändern. Ihr werdet staunen, denn ich habe gewaltig aufgepasst, gestern beim

Vortrag von Frau Schütz an der Generalversammlung der Familiengärtner. Geht folgendermassen: Im Jahreslauf werden zuerst die Käfer von der Stinkenden Hofart vertrieben, bevor Rübli zwischen Fenchel und Zwiebel, durch Salat separiert, gesät werden. Danach wird der Platz für den Winterkohl und den Nüsslisalat genutzt. Herrgott, ist das kompliziert! Mein Blatt ist leer und die zweite Flasche noch halbvoll. Gestern, an der GV, als mein Kopf noch nicht so gebrummt hat, da war alles klar. Die Lichtbilder von Frau Schütz waren grandios: Grasgrün, knackfrisch, kerngesund und gluschtig war darauf zu sehen, was mit Hilfe von ein bisschen, mit Haustiermist angereicherter Brennnesselgülle so alles gedeihen kann. Wunderbar.

Und dann dieser Kompost! Vom Feinsten. Ich muss gestehen, auf dem Dia, da hat's ausgesehen wie zerbröselnder Sch... na, Sie wissen schon, doch die Beschreibung von Frau Schütz, «erdig, mit Waldaroma, würzig, humos mit einer kräftigen Farbe», erinnerte eher an eine Wein-Degustation. Die Kraft des Wortes! Überhaupt: Die ganze Generalversammlung war ein toller Erfolg. Als Kassier sass ich am Vorstandstisch, zur Rechten des Präsidenten, mit einer Flasche Mineralwasser vor mir. Nicht, dass ich so etwas trinke. Nein, ich dachte mir nur, damals, als ich in der Tagesschau gesehen habe, dass am Vorstandstisch des WEF in New York Mineralwasserflaschen standen, das machen wir auch so, an unserer Gehvau,



Warhol sagte: «Es gibt 15 Minuten Ruhm für jeden.» Pünktlich, beim dritten Ton des Zeitzeichens, ergriff unser Präsident das Mikrofon und sagte: «Hallo, hallo, hallo, hört ihr mich?» Er hustete, er klopfte und er rotzte, bis sich der Beisitzer an der Verstärkeranlage zu schaffen machte. Ein fürchterliches Pfeifen ging durch den Saal des alten Schlosses zu Bümpfiz, die 16. Hauptversammlung war eröffnet.

In unserem Familiengarten ist die Welt noch in Ordnung. Alle Beete sind

das macht einen guten Eindruck. Das Wasser habe ich selber bezahlt, um meine Kompetenzen als Kassier nicht zu überschreiten. Ob die in New York ihr Wasser auch selber bezahlt haben, das weiss ich nicht.

Um neunzehn Uhr waren 184 Augen auf den Vorstandstisch gerichtet. Meine Achselhöhlen waren so feucht, dass ein Karpfen hätte herumschwimmen können. Ich fühlte, wie mein Fuss einschlof, der rechte, aber ich durfte mich nicht bewegen, sonst hätte ich nervös gewirkt. Alle waren sie gekommen: Der Ehrenpräsident, die geladenen Gäste, die Genossenschafterinnen und Genossenschafter und sogar die Redaktorin und der Redaktor der Zeitschrift «Der Gartenfreund». Instinktiv wurde mir klar, weshalb Andy

einszwanzig breit, dem Hauptweg entlang verläuft ein fünfzig Zentimeter breites Blumenbandeli. Trotzdem erachtete es unser Präsident für notwendig, den Anwesenden unsere Gartenordnung erneut in Erinnerung zu rufen. Da hat sich doch einer letzten Sommer früh erdreistet, morgens um halb sechs seinen Garten verbotenerweise mit dem Gartenschlauch zu bewässern. Wieso weiss der Präsi das? Wer hat hier wohl wen verpiffen, wer? Ein anderer hat sogar, nach dem ersten Frost im Spätherbst, Sonnenblumen und Zuckermais unter dem Asthaufen versteckt. Dadurch wurde der Häcksler verstopft. Wie kann man nur! An den Rest mag ich mich nicht mehr so recht erinnern. Irgendwie hatte ich das Gefühl, 184 Augen schauen auf mich. Deshalb habe ich intensiv in meinem Kassenbuch nach einem Beleg gesucht.

Und dann kam also der absolute Höhepunkt des Abends. Sie kennen doch

sicher das geflügelte Wort «Keiner ist so schlecht wie sein Ruf, doch niemand war so gut wie sein Nachruf». Nun ist es ja niemandem vergönnt, seinen eigenen Nachruf zu beurteilen, mit Ausnahme einer privilegierten Gruppe, den Vereinskassieren. Was die Revisoren da Jahr für Jahr, aus lauter Dankbarkeit darüber, dass der Kassier immer noch nicht mit dem Vereinsvermögen durchgebrannt ist, von sich geben, das ist für mich das Grösste. Ich könnte stundenlang zuhören. Das tröstet über den Ärger hinweg, wenn wieder einer seinen Anteilschein verliert und trotzdem eine Rückerstattung verlangt. Der Applaus ist mehr als blosser Entschädigung dafür, dass ein Vereinskassier zwei Steuererklärungen ausfüllen muss. Ich war nicht mehr zu bremsen. Ergriffen von Rührung und erfüllt von Freude, habe ich meine Kompetenzen bis ans Limit strapaziert. Ohne vorher mit dem Gesamtvorstand Rücksprache zu nehmen, habe ich allen Anwesenden erlaubt, die Tischdekoration (Primelis) nach der Sitzung mit nach Hause zu nehmen.

Vorhang. Schluss. Warme Hamme und Bier. Die Redaktorin des «Gartenfreunds» heisst Sonja; ein Primeli hat sie schon. Durstig, durch die lange Abstinenz am Vorstandstisch, durch den Schweissverlust und um der drohenden Polizeistunde zu entgehen, schützte ich nun erleichtert rein, was rein mag. Doch leider birgt Biertrinken ein echtes Problem in sich (Connaisseurs wissen, wovon ich schreibe). Nach der vierten Flasche, spätestens aber, wenn der Wirt endlich ins Bett gehen möchte, da kommt unausweichlich der Moment, in dem ich der Natur schutzlos ausgeliefert bin. Wohlweislich bin ich zu Fuss unterwegs, doch ohne den biologisch bedingten Toiletten-gang komme ich heute nicht mehr nach Hause. Fürs Pissoir, da gibt es noch keine

klar definierte und anerkannte Selbstverteidigungsstrategie. Schutzlos stehe ich also da, konzentriert und mit gesenktem Kopf, in der einen Hand mein Primeli und in der andern Hand den Revisorenbericht. Vorsicht, Peter, ganz vorsichtig. Was an dieser Stelle niedergeschrieben gehört: Ich hab ein Primeli ergattert. Eine reife Leistung, bei dreissig Stöckli und 99 Anwesenden, Ehrenpräsident mitgezählt. Ich kann es nicht riskieren, mein Primeli aus den Augen zu verlieren und den Revisorenbericht, den ich nicht falten darf, weil er sonst später eine unordentliche Falle machen würde, im Ordner und im Archiv, in hundert Jahren. Was würden spätere Generationen über die Gartenfreunde des Jahres 2002 denken?

Szenenwechsel: Mit Bleistift, Bierflasche und Block hocke ich, wie eingangs beschrieben, in meinem Garten. Es interessiert mich überhaupt nicht, was meine Nachbarn dort drüben tuscheln. Ich arbeite an meinem Anbauplan, sozusagen an meinem ganz eigenen Landwirtschaftsbericht. Der Schreibblock und die dritte Flasche sind leer. Ich frage mich noch immer, weshalb mein Primeli im Revisorenbericht eingewickelt war und weshalb im Kassenordner ein Papier-Tischset mit einer Grafik vom alten Schloss Bümpliz eingeklebt ist. Wie auch immer: Jetzt muss ich zu Fuss nach Hause, dem Gäbelbach entlang, durch den Wald. Langsam wird es finster. Ich werde dieses Jahr im Garten ein Zwischenjahr einschalten. Sobald es wärmer wird, säe ich Sonnenblumen und Zuckermais. Das braucht nicht viel Pflege. Höchstens im Hochsommer, an ganz heissen Tagen, muss ich giessen. Am besten ganz früh am Morgen, wenn keiner zuschaut.

«Elfried und Jesus beobachten dich»

“ Nun hat es auch bei mir hart und unbarmherzig zugeschlagen, das Sommerloch. Denn: Heute habe ich keine eigentliche Kurzgeschichte parat. Aber eben: Wenn die Tageszeitungen ihre Seiten während der Ferienzeit füllen können, dann werde auch ich das fertigbringen, easy. Und sei es nur damit, dass ich Ihnen drei meiner Lieblingswitze zu Papier bringe. ”

Die junge, etwas übereifrige Polizistin winkt einen Autofahrer auf die Seite raus. Der Fahrer stellt den Motor ab, dreht die Seitenscheibe runter. «Guten Tag, Polizeikontrolle. Haben Sie das Rotlicht nicht bemerkt?», wird er begrüßt. Der Fahrer verneint. «Da hinten haben Sie soeben eines überfahren. Das wird Sie teuer zu stehen kommen. Darf ich Ihren Fahrausweis sehen?» Der Fahrer wirkt sichtlich konsterniert: «Tut mir Leid, ich habe keinen.» – «Soso, wir fahren also ohne Ausweis ... Darf ich dann zumindest den Fahrzeugausweis sehen?» Der Fahrer winkt ab, einen Fahrzeugausweis habe er nicht. Die Polizistin wird leicht nervös: «Würden Sie sich zumindest die Mühe machen und im Handschuhfach nachschauen!» Die Antwort des Sünder ist eindeutig: «Junge Frau, da brauche ich gar nicht nachzuschauen, im Handschuhfach, da ist bloss meine 9-mm-Pistole drin.» – «Und im Kofferraum, da haben Sie vermutlich eine Leiche versteckt, nicht wahr?» Der Fahrer bejaht: «Sicher, weshalb hätte ich sonst das Rotlicht missachtet? Ich bin auf dem Weg,



um die Leiche zu verscharren. Und nun lassen Sie mich endlich weiterfahren!» Unserer Politesse wird es zu bunt, via Funk fordert sie Verstärkung an. Diese trifft einige Minuten später ein. Der herbeigerufene Polizist bespricht sich kurz mit der Kollegin und nähert sich dem wartenden Automobilisten. «Guten Tag, Polizeikontrolle. Darf ich Ihren Führerausweis sehen?» Der Mann grüsst anständig zurück und streckt dem Polizisten seinen Ausweis zu: «Hier, bitte schön.» Der Hüter des Gesetzes stutzt. «Hmmm, haben Sie Ihren Fahrzeugausweis auch dabei?» Der vermeintliche Delinquent bejaht die Frage und händigt dem Polizisten den Fahrzeugausweis aus. Der setzt erste Stirnrunzeln auf. «Und im Handschuhfach, da haben Sie auch keine 9-mm-Pistole versteckt, nicht wahr?» – «Nein, sicher nicht, im Handschuhfach ist nur der Erste-Hilfe-Kasten. Da, sehen Sie!» Unser Polizist versteht die Welt nicht mehr, erst recht nicht, wie er in den leeren Kofferraum schaut und bloss Reserverad und Pannendreieck zu sehen bekommt. «Ich glaube, ich bin im falschen Film», sagt er kopfschüttelnd zum Automobilisten, «meine Kollegin erzählt mir nämlich ganz Komisches.» Während einer Minute rekapituliert der Polizist die Story seiner in sicherer Distanz wartenden Kollegin. Der Autofahrer abschliessend: «Ich glaube Ihnen das sofort, Herr

Polizist. Wissen Sie, diese Tussi behauptet nämlich auch, ich hätte ein Rotlicht überfahren ...»

Ein Einbrecher steigt via ungesichertem Kellerfenster ins Untergeschoss einer Villa ein, nachts. Sicherheitshalber macht er im ersten Moment noch kein Licht an, weil er zuerst feststellen will, ob die Luft wirklich rein ist. Das scheint der Fall zu sein. Also macht er sich auf ins Parterre, noch immer im Dunkeln – nur der Vollmond leuchtet Konturen im Haus schwach aus. Im Erdgeschoss dann auf einmal eine Stimme: «Elfried und Jesus beobachten dich!» Dem Einbrecher rutscht das Herz in die Hose. Er bleibt stehen, wartet einige Minuten und stolpert dann prompt über einen Tisch oder über ein Sofa (isch ja o glych ...). Als er auf dem Boden liegt, da kommt die Stimme abermals: «Elfried und Jesus beobachten dich!» Halbwegs in Panik schaltet der Mann seine Taschenlampe ein und leuchtet den Raum aus. Zuhinterst in einer Ecke steht ein Papagei auf seinem Stängel: «Elfried und Jesus beobachten dich!» Der Mann muss herzhaft lachen, die ganze Panik wegen eines Vogels. Also steht er auf und macht sich auf den Weg zum Papagei: «Gopf, hast du mich aber erschreckt! Ich hätte keine Ahnung, was hier los ist. Wer bist denn du?» – «Ich bin Elfried!» Der Einbrecher schmunzelt. «Soso, du bist Elfried ... Sei mir nicht böse, aber ich finde Elfried einen selten dämlichen Namen für einen Papagei.» Elfried gibt sich beleidigt: «Na und? Was stört dich denn daran? Ich finde Jesus jedenfalls auch einen selten dämlichen Namen für einen Rottweiler!»

Am Psychologischen Institut arbeiten einige Studis an ihrer Diplomarbeit, «Veränderte Psyche des Menschen in verdunkelter Einzelzelle.» Während sechs Wochen sollen drei Freiwillige einge-

hend beobachtet und ihre Reaktionen aufgezeichnet werden. Als Testpersonen melden sich ein Amerikaner, ein Franzose und ein Schweizer. Die drei Männer können noch einen Wunsch äussern, was sie gerne mitnehmen würden für die nächsten sechs Wochen. Der Ami will «a Barrel of Whisky», der Franzose «une belle femme» und der Schweizer, bescheiden wie wir Schweizer nun mal sind, bloss «eine Riesenschachtel mit Marlboro-Packungen». Und obwohl vor allem der Wunsch des Franzosen mit dem Forschungszweck nicht ganz kompatibel ist, kriegen die drei Herren ihren Wunsch erfüllt. Während der nächsten sechs Wochen werden Hirnströme, Herzfrequenzen und vieles andere mehr aufgezeichnet und ausgewertet. Wie der Test zu Ende ist, da geht zuerst die Türe des Amerikaners auf – der schwankt leicht heraus: «Well, gentlemen, wenn Sie wieder brauchen a testperson, just call me up, no problem. Aber nächstes Mal, hicks, da nehme ich zwei Barrel of Whisky mit, weil zum Schluss es wurde knapp.» Als Nächstes ist unser Franzose an der Reihe. Strahlend und fröhlich kommt er, die Begleiterin im Arm, aus der Zelle: «Bonjour! Wenn Sie wieder einmal brauchen mich, Sie einfach anrufen mich. Aber das nächste Mal, ich mitnehme zwei hübsche Frauen, weil zum Schluss wurde fast ein bisschen langweilig ...» Die Studis wundern sich – und öffnen die Türe des Eidgenossen. Nichts passiert, keiner kommt raus. «He! Hallo! Es isch verby, chöit usechooo!», wird dem Schweizer gerufen. Auf allen Vieren kommt der Mann rausgeschlichen, auf dem letzten Zacken, total ausgemergelt. Mit letzter Kraft fleht er die jungen Leute an: «Het mer öpper es Zündhölzli?»

Und dafür weltbekannte Meister an den Bürowänden ...

“**Mein Schwiegervater – regelmäßige Leserinnen und Leser meiner Kurzgeschichten kennen ihn unter dem Namen Golla, wie er von unseren Kindern gerufen wird – wohnt in der Agglomeration Bern. In einem Dreifamilienhaus, im ersten Stock. Zu sehr günstigen Mietbedingungen. Das wiederum ist nicht weiter verwunderlich, hat die Hausbesitzerin, die selber im zweiten Stock wohnt, zumindest in den vergangenen 17 Jahren, seit ich Golla kenne, keinen roten Rappen investiert. Immerhin stimmt so das Preis-Leistungsverhältnis.**”

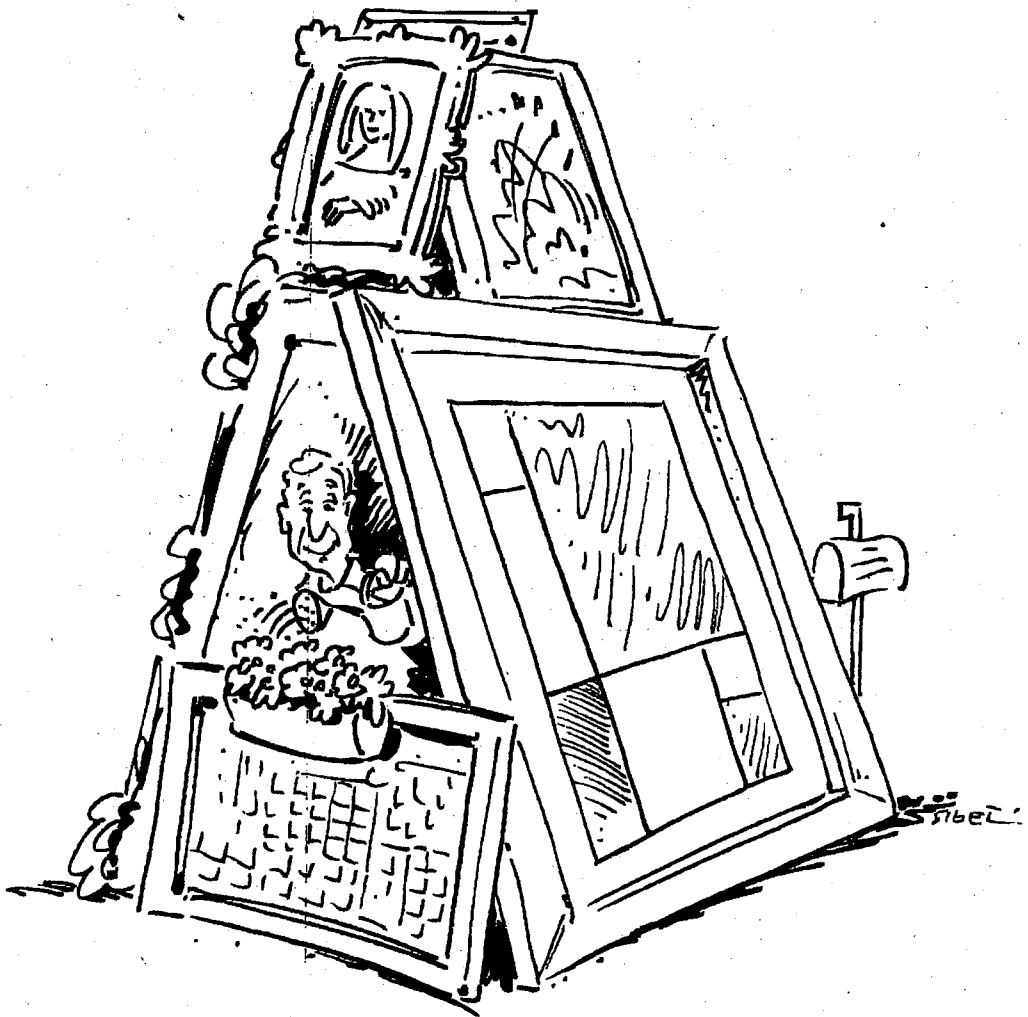
Nun ist Folgendes passiert: Die Hausbesitzerin ist mit ihrem frei stehenden Haus aus den Fünfigern in die Jahre gekommen und musste, contre cœur, aus dem zweiten Stock der eigenen Liegenschaft in eine Altersresidenz zügeln. Wohl aus Verbitterung darüber hat sie das Haus – via Liegenschaftsverwalterin – in der Zeitung ausgeschrieben. Golla und seine Mitbewohner im Parterre könnten, zusammen mit einer Bank, die verlangte Million Franken vielleicht noch aufbringen, aber sicher nicht jene zusätzlichen Mittel, die es braucht, um das Haus wieder in Schuss zu bringen. Es ist deshalb keine schöne Weihnachtszeit, die die Leute Ende 2000 verbringen, im Unwissen, was mit ihnen passieren wird.

Im Januar wird dann (auf allerdings inoffiziösem Weg) bekannt, dass ein Archi-

tekt das Haus gekauft hat. Weil ich in der Szene den einen oder anderen Unternehmer kenne, fahre ich mein Ohr aus, um zu erfahren, was für einen Ruf der Mann, dessen Name uns bekannt ist, unter Fachleuten geniesst. Das Echo ist, unisono, niederschmetternd: Es ist bekannt, dass er alte Liegenschaften zusammenkauft, den bisherigen Mietern kündigt und «anspruchsvollste» Eigentumswohnungen realisiert.

Wir möchten ein bisschen mehr wissen, deshalb schreiben wir der bisherigen Liegenschaftsverwalterin einen Brief – mit Kopie an die bisherige Hausbesitzerin. Was retour kommt, das ist schon eher als Drohung zu verstehen. Erstens erklärt sich die bisherige Liegenschaftsverwalterin für nicht mehr zuständig und verbietet uns (!), zweitens, der bisherigen Besitzerin weitere Briefe zu schreiben und sie auf dem Laufenden zu halten, weil auch sie nichts mehr mit dem Haus zu tun habe. Wir reagieren umgehend, mit der Mitteilung, dass wir uns mit Sicherheit keinen Maulkorb umlegen lassen.

Einige Tage später kommt dann tatsächlich ein Brief des neuen Besitzers, in welchem steht, dass es noch zu früh sei, um Aussichten zu stellen. Kein freundliches Wort ist im Brief zu lesen, nur der Vermerk, dass man bitte ab sofort die neuen und beigelegten Einzahlungsscheine für die Miete benutzen soll. Peinlich: Der Brief ist auch an meine Schwiegermutter adressiert, die aber seit über 20 Jahren verstorben ist und gar nie in der besagten Wohnung gelebt hat.



In den folgenden Tagen passiert Merkwürdiges: Die leer stehende Wohnung im zweiten Stock wird plötzlich mit neuen Spannteppichen belegt und die Wände werden gestrichen. Kurz darauf zieht eine schwarzafrikanische Grossfamilie ein, von der heute noch unklar ist, ob sie aus vier oder aus zwölf Personen besteht. Die beiden bisherigen Mietparteien werden nicht informiert, weshalb und warum. Also versuchen sie sich selber schlau zu machen und

ihrerseits den Fremden zu helfen, da im Quartier schon die wildesten Gerüchte über die Zuzüger herumgeboten werden. Jetzt ist für uns die Zeit gekommen, dem neuen Besitzer zu schreiben, denn so kann man weder mit langjährigen Mietern noch mit ausländischen Mitmenschen umgehen. Isch doch wahr!

Wenige Tage später folgt Klartext, in Form der vorsorglichen Kündigung per Ende Oktober 2001, da das Haus – was für eine Überraschung! – ab Mai 2002 umgebaut wird, angeblich, um dem Bau-gewerbe, das laut Angaben des Archi-tekten «im Moment arg um Aufträge zu kämpfen hat», in diesen schwierigen Zeiten die Existenz zu sichern. Es sind aber weniger die geistesschwachen und unwahren Angaben des Absenders, die uns sauer machen, sondern vielmehr der Umstand, dass der Mann uns offenbar alle als gaga einschätzt. Oder erwartet er 2002 für seine humanitäre Einstel-lung etwa gar eine Nomination für den Friedensnobelpreis?

Wie auch immer: In jenen Tagen stecke ich an die 700 Flugblätter in die Brief-kästen der Nachbarschaft, auf welchen steht, dass der alleinstehende Golla, 75-jährig, eine neue Mietwohnung sucht, wenn möglich in der Nähe seines bishe-rigen Wohnorts – weil er sich da einen Bekanntenkreis aufgebaut hat. Auch Liegenschaftenverwaltungen, Architek-ten und Bauunternehmer werden ange-schrieben. Und Inserate geben wir auf, in der lokalen Zeitung.

Golla und ich verlangen eine persönliche Unterredung mit dem Architekten. Vorher mache ich mich husch bei einem Bekannten, einem Spezialisten für das Mietrecht, sachkundig. Verrückt: Selbst wenn Golla zum Beispiel per Ende Juli eine neue Bleibe finden könnte, ist er verpflichtet, noch Nachmieter bis Ende Oktober zu stellen, weil er bis dann zinspflichtig bleibt. Unser, einziges Ziel bei der Unterredung mit dem neuen Besitzer kann es also nur sein, auf sein Wohlwollen (...) zählen zu können, damit

er Golla, unter Einhaltung einer zweimo-natigen Kündigungsfrist, allenfalls vor-zeitig aus dem Vertrag entlässt.

Der Tag des Showdowns kommt, ich begleite Golla zum Architekten. Schau, schau: An den Bürowänden hängen viele, schier unbezahlbare Originale von welt-bekannten Künstlern. Jede Galerie würde vor Neid glatt erblassen. Ist doch schön, wenn man «es» hat, nicht wahr? Zuerst hören wir anständig zu, was uns der Hausbesitzer zu sagen hat. Er erwähnt uns dabei den Namen seiner Rechtsbe-raterin in Mietfragen, die sich ... als die Frau meines Bekannten herausstellt und sich vermutlich wundern würde, wüsste sie, dass ihr Klient derart fahrlässig ihren Namen preisgibt ...

Mehr oder weniger wiederholt der Archi-tekt die Aussagen in seinem Brief – und erklärt uns, dass die Schwarzafri-kaner Asylsuchende seien, für die die Gemeinde die Miete bezahle, bis Ende April 2002. In meinem Plädoyer – wir haben ja nicht viel zu verlieren – sage ich dem Mann, was von seiner Vor-gehensweise, seiner Nichtkommunika-tion, seinen Ausreden und der peinlichen Schönfärberei zu halten ist. Danach folgt langes, langes Schweigen. Erst meine Frage: «Das ist doch ein original Piet Mondrian, dort an der Wand ... Wie haben Sie den erworben?», bringt den Architek-ten zurück ins Gespräch. Wir unterhal-ten uns danach während zehn Minuten angeregt über zeitgenössische Künstler. Golla wundert sich und möchte viel-mehr über den Mietvertrag sprechen. Mit einem Augenzwinkern gebe ich ihm aber ein Zeichen, mich machen zu lassen. Und siehe da: Der Trick funktioniert, Golla kann, falls er vorher etwas findet, vorzei-tig aus dem Mietvertrag aussteigen. Ziel erreicht. Mondrian & Co. sei Dank.

Solidarität, Solidarität, Solidarität, Solidarität, Solidarität ...

“Gehören Sie zufälligerweise jener Glaubensgemeinschaft an, die überzeugt ist, dass wir in den nächsten zehn Jahren die Kosten unseres Krankheitswesens in den Griff bekommen (vom Gesundheitswesen reden heute eh bloss noch die Politiker, die mit am Schlamassel verantwortlich sind)? Ich will Ihnen auch sagen, weshalb die Kosten ausser Kontrolle sind: Niemand hat ein wirkliches Interesse daran, dass sich die Situation stabilisiert: Die Spitäler nicht, die Betten pro Tag zweimal belegen und berechnen; die Chefarzte nicht, weil sie sich sonst in ihrem Luxus einschränken müssten; Pharmaindustrie und Apotheker aus nahe liegenden Gründen nicht; die kranken Kassen nicht, weil die Mitglieder ob den höheren Prämien zwar motzen, aber zum Schluss brav bezahlen –, und auch wir Patienten nicht, weil wir die ultimativen Fortschritte der Medizin samt Kostenfolge in Anspruch nehmen wollen. Eh ja, wenn wir schon so hohe Prämien bezahlen. ”

Heute geht es aber nicht um Krankenkassen und steigende Prämien, sondern um ein anderes Thema, das sich jedoch nahtlos an das eingangs beschriebene Debakel reiht und an dem auch wieder niemand schuld ist. Es geht um Absahner, wobei ausdrücklich nicht von den Herren Barnevik & Konsorten die Schreibe sein wird.

Auf den vorhergehenden drei Seiten lesen Sie die Vorgeschichte zu dieser Story. Apropos: Mein Schwiegervater hat

inzwischen Glück gehabt und eine schöne Wohnung bei echt anständigen Besitzern gefunden.

Zurück zum alten Dreifamilienhaus in der Berner Agglomerationsgemeinde. Als Erste ist bekanntlich, noch vor dem offiziell verkündeten Verkauf, die ehemalige Besitzerin ausgezogen, wohl in der Vorahnung, dass sie nach dem Eigentumswechsel den beiden anderen Parteien nicht mehr unter die Augen hätte treten können. Ihre Wohnung, weniger attraktiv als die beiden anderen, wurde notdürftig gestrichen und auf Zeit bis Mai 2002 an eine anerkannte Flüchtlingsfamilie aus Schwarzafrika vermietet, wobei die Mietkosten von einem Hilfswerk und/oder der Sozialfürsorge der Gemeinde (zumindest mit)getragen werden. Interessant ist jetzt, dass der neue Besitzer – Sie erinnern sich, jener mit dem humanitären Anstrich – für diese Wohnung plötzlich einige Hundert Franken mehr verlangt als für jene meines Schwiegervaters. «Der stösst sich auch noch gesund, auf Kosten Dritter!», entwischt es mir.

Weil ich es genau wissen will, frage ich beim Hilfswerk und auf der betreffenden Gemeinde nach – und stosse auf eine Mauer des Schweigens, angeblich aus Gründen des Personenschutzes. Niemand will etwas zum unanständig hohen Mietzins (sollte er tatsächlich zutreffen) sagen. Und auch die merkwürdige Kostengutsprache in einer anderen Sache geht mich nichts an. Ende der Durchsage. Schön, dass Steuerzahler und Geld-

spender so abgefertigt werden können. Zum Schluss bekomme ich von offizieller Stelle den Tipp, mich bei den Politikern zu beschweren, die es zuließen, dass nicht mehr günstige Wohnungen für Flüchtlinge und sozial Schwache zur Verfügung stünden. Die Situation sei «total unbefriedigend», aber den Fürsorgestellen seien die Hände gebunden. Undso weiter undso fort. Blablabla...

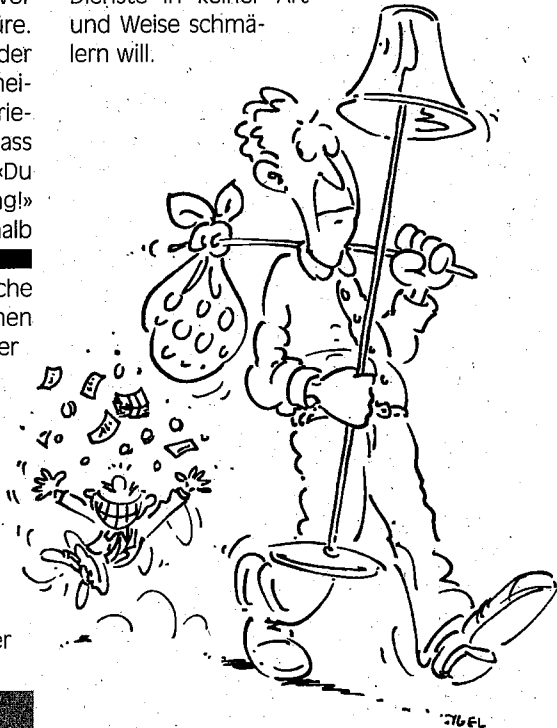
Eine Woche bevor mein Schwiegervater aus seiner alten Wohnung auszieht, läutet das Telefon: «Wir kommen Wohnung schauen, heute Abend, elf Uhr!», bescheidet einer. Golla (wie unsere Kinder ihren Grossvater seit jeher nennen) ist die Sache nicht geheuer. Vor allem will er um 23:00 Uhr keinen Besuch mehr. Schon gar nicht von Unbekannten. Er schlägt dem Anrufer deshalb vor, wenn schon, bis 21:00 Uhr vorbeizuschauen. Kurz vor neun Uhr läutet es dann an der Haustüre. Fremde kommen, auf Empfehlung der ■■■■■, auf Wohnungsschau. Anscheinend sind sie mit dem Gebotenen zufrieden, mit Ausnahme des Umstandes, dass die Küche keinen Dampfabzug hat. «Du anrufen ■■■■■, wir nehmen Wohnung!» Golla sieht den Grund nicht ein, weshalb er die ■■■■■ anrufen soll, wo die ■■■■■ ihn gar nie kontaktiert und über mögliche Besuche informiert hat ... «Sie können der ■■■■■ sagen, dass sie sich selber mit dem Besitzer einigen soll, ich mache gar nichts!» Recht hat er.

Einige Tage später kann Golla die alte Wohnung, in der er zwanzig Jahre gelebt hat, abgeben, dem Vertreter einer Liegenschaftsverwaltung. Golla spricht den Mann auf die hohen Mietzinse an, die offenbar verlangt werden, zumal der

Aufenthalt ja zeitlich beschränkt ist und in die Wohnungen für die paar verbleibenden Monate (verständlicherweise) keine Investitionen mehr getätigt werden. Die Antwort des Fachmannes ist abschliessend: «Wenn die Hilfswerke das bezahlen, weshalb soll man da nicht Kasse machen?» Kein Wunder, wird der Wille zur Solidarität in diesem Land von Tag zu Tag kleiner.

Eigentlich hatte ich ja vor, diese Kurzgeschichte zu übertiteln mit «Liebe ■■■■■, schickt mir ja keinen Einzahlungsschein mehr!», aber da würde ich es mir vermutlich ein bisschen zu einfach machen, finden Sie nicht?

Den Namen des Hilfswerks ■■■■■ nenne ich deshalb absichtlich nicht, weil ich seine übrigen sicherlich guten Dienste in keiner Art und Weise schmälern will.



Die Skis im Wald deponiert

Von Daniel Haller, Langenthaler Tagblatt

“ Hier eine nette Story aus dem Langenthaler Tagblatt von Daniel Haller. Ich habe beim Lesen nur noch drauflos lachen können. Ich schätze, Ihnen wird es genauso ergehen ...

”

Hat Mani Matter seinerzeit die «Kuh am Waldrand» besungen, so hätte er im vergangenen Juli Verse zu den «Skis am Waldrand» schreiben können, wäre er in Madiswil spazieren gegangen: Da lagen nämlich drei Paar Skis samt Stöcken und Schuhen – die Sportgeräte für den weissen Schnee hatte jemand «schwarz entsorgt».

Eine heisse Spur ergab sich aus dem Namensschild in einem Skisack: Familie A. (Namen v. d. Redaktion geändert) im oberen Langetental wurde als frühere Besitzerin ausfindig gemacht. Diese allerdings hatte das Wintersportmaterial seinerzeit einer Familie B. verschenkt. Da anscheinend auch diese keine Verwendung für die Skis hatte, übernahm C. den ganzen Posten. Doch auch hier klopfte die Polizei vergebens an: D. habe den ganzen Krempel bei ihr abgeholt, erklärte C. Und so war es schliesslich dieser D., dem im vergangenen Herbst ein Strafmandat ins Haus flatterte: 600 Franken Busse, 120 Franken Kosten und 40 Franken Nachzahlung für die Entsorgungsggebühr.

Das liess D. nicht auf sich sitzen und erhob Einspruch: «ich bin unschuldig.» Dies kam nun gestern vor Einzelrichter Fritz Aebi am Gericht in Aarwangen zur Sprache: Bereits bei der ersten Verhandlung Ende Januar hatte D. argumentiert, er kenne C. als Serviererin aus einer

Beiz in Altbüren, wo er zeitweilig regelmässig verkehrt habe. Aber er kenne ihre Adresse in Rohrbach nicht, habe sich nie privat mit ihr getroffen und sei nie bei ihr gewesen – geschweige denn, um Skis abzuholen: Er habe überhaupt kein Interesse an Wintersport.

Gestern war nun auch C. als Auskunftsperson vorgeladen: D. habe sie nie wiedergesehen, seit er angeblich die Wintersportausrüstungen bei ihr abgeholt habe. Hatte sie in einem Polizeirapport zu Protokoll gegeben, dass ihr Mann ein Paar Skis genommen habe, den Rest habe dann D. abgeholt, so waren es gestern Skischuhe, die ihr Mann behalten hat. Und die Farbe des Autos von D. bezeichnete sie sowohl gegenüber der Polizei als auch gestern mit Rot, obwohl D. einen weissen Wagen fährt. Mit ihren Antworten konnte sie den Richter jedoch nicht überzeugen.

Entsprechend hat dieser D. gestern freigesprochen. Die Prozesskosten gehen zu Lasten des Staates, und D. bekommt für seine Unannehmlichkeiten eine Entschädigung von 100 Franken.

Wer aber die Skis – die Polizei hat sie mittlerweile der ordnungsgemässen Entsorgung zugeführt – an einem Sommerabend deponiert hat, bleibt im Dunkeln. Vielleicht war da halt doch eine Kuh am Waldrand, die aus dem Bild gelaufen ist, das sich die Justitia gerne machen würde.

Wenn dem Glücksvögeli ein Pinguin die Strasse versperrt ...

“ Ich weiss auch nicht, weshalb, aber im Leben hatte ich bisher 51 Jahre lang Glück, nie Pech. Und das in jeder Lebenssituation, ob geschäftlich oder privat. Und manchmal, da frage ich mich, ob manche Zufälle im Leben wirklich Zufälle sind. Aber lesen Sie selber. Apropos: Die dritte Episode hat sicher nichts mit Glück zu tun, und dennoch: Wer weiss denn schon, ob im ungünstigsten Moment nicht eben doch mal der Chef unerwartet am Arbeitsplatz aufkreuzt? Da ist es doch immer gut zu wissen, wie man(n) in einer verzwickten und ausweglos scheinenden Situation den Kopf elegant aus der Schlinge ziehen kann ... ”

Ich fahre das ganze Jahr über mit meinem Roller umher, einer Yamaha Beluga; bei Sonnenschein sowieso, aber auch bei Kälte und Schnee, wobei der schneebedeckten Strassen jedes Jahr immer weniger werden.

Vor einigen Wochen war ich beim Eindunkeln unterwegs, mit besagtem Roller. Kurz nach Waldausgang schaue ich auf den Tacho: 82 Stundenkilometer, in einer leichten Rechtskurve. Plötzlich: Ein Reh hat es sich auf meiner Fahrbahn bequem gemacht, wartet der Dinge, die da kommen sollen (ich, zum Beispiel). Weil ich meine Beluga in- und auswendig kenne, stehe ich, in leichter Schräglage, geistesgegenwärtig eben nicht auf die Bremse, weil

mir das Hinterrad sonst weggerutscht und Bo direkt in die Leitplanken geflogen wäre. Das Tier zu überdonnern, dazu habe ich keine Lust, also weiche ich dem Reh bei voller Geschwindigkeit nach rechts aus, mit Erfolg - allerdings schnurstracks in eine Wiese. Und von da aus ist mein Schicksal ferngelenkt, weil ich im nassen, hohen Gras null Chancen habe, einen Sturz zu vermeiden. Roller und Fahrer verabschieden sich voneinander. Die Yamaha überschlägt sich mehrmals, ihre Bestandteile fliegen in hohem Bogen in alle Himmelsrichtungen. Meinerseits schlittere ich zwanzig, dreissig Meter über die Wiese, einem Abfahrtsläufer gleich, der in Kitz die Hausbergkante verpasst hat und nun neben der offiziellen Streif zu Tal rutscht. Fazit: Visier am Helm weg, die Kleider z'Hudle u z'Fätze; aber ansonsten nichts - keine Schürfung, keine Prellung, gar nichts. Unglaublich. Der Roller hingegen hat bloss noch Schrottwert. Das Kontrollschild bleibt vorerst verschwunden. Am nächsten Tag



ruft ein Bauer an, der es im Maisfeld auf der anderen Strassenseite gefunden hat (samt einem weiteren Teil der Verschaltung) und mir bestätigt, dass zur Zeit in der Gegend ein intensiver Wildwechsel stattfindet. Ende gut, alles gut. Bleibt also bloss noch die Frage, ob die Versicherung den Schaden bezahlen wird, so von wegen Wildschaden und so? Genau: Chasch danke (da könnte ja jeder kommen)! Denen hätte ich ebenso gut erzählen können, ich wäre einem Königspinguin ausgewichen. Und genau das werde ich in einem nächsten Fall auch tun, sollte ich wieder in eine ähnliche Situation kommen. Mal sehen, was dann los ist ...

Von 1969 bis 1972 habe ich – unter anderem im Rennservice – für die Schuhfabrik Henke in Stein am Rhein gearbeitet, von 1973-1974 in gleicher Funktion bei Raichles zu Kreuzlingen. Es war eine ganz und gar total verrückte Zeit, vor allem bei den Rennen, mit Zirkusnummern wie Roland Collombin, Philippe Roux, Karl Schranz, Marie-Therese Nadig, Annemarie Pröll, den Thönis, den Augerts, Anzi & Besson oder Promis wie Mäni Weber und Karl Erb als Reporter (und, selbstverständlich, Dölf Ogi als Chef des SSV), aber lassen wir das. Item: Letzten Winter waren Bo's Ski fahren, ausnahmsweise einmal in Adelboden. Keine Ahnung, weshalb, aber plötzlich hatte ich, auf dem Skilift sitzend und meine Skischuhe betrachtend, den Moralischen. Weshalb hatte ich eigentlich keine Skischuhe aus der Zeit aufbewahrt? Einfach so, als Erinnerung. Komisch, dass man nach bald dreissig Jahren plötzlich so öppisem nachstudiert. Nun denn, tempi passati, die beiden Fabriken gibt es nicht mehr. Zwei Tage später: Als ich aus dem Shoppy komme, da steht auf dem Abfallcontainer ein Paar nigelnagelneue Raichleschuhe aus der, aus meiner Zeit. Mit

Microschnallen (Sie erinnern sich?). Eine Fata Morgana, eindeutig! Mitnichten. Aber weshalb ausgerechnet hier und heute? Was sollte denn das, 30 Jahre später? Ich gebe es unumwunden zu: Mit Tränen der Rührung in den Augen schaue ich mich nach einer versteckten Kamera um. Nichts zu sehen. Und seither steht der rechte Schuh an einem Ehrenplatz in meinem Büro zu Hause, das Gegenstück im Büro zu Schönbühl.

Die Restaurantkette Hooters in Florida steht für die besten Pouletflügel der Welt, für feines Bier, für riesige Übertragungswände für Football, Baseball, Car Racing, Icehockey und Basketball. Und für die absolut hübschesten Serviererinnen des Kontinents. Sie glauben mir nicht? Schauen Sie doch selber nach, unter www.hooters.com. Na bitte, was habe ich gesagt? Das wirklich Geniale an der Homepage, das ist aber der rote «Boss-Knopf», den man(n) sofort aktivieren kann, wenn der Chef unerwartet ins Büro kommt: Innert Sekundenbruchteilen verschwinden die sexy Girls, und auf dem Bildschirm erscheint eine Maske unter dem Titel «Was kann ich tun, um meine Leistung im Büro merklich zu erhöhen?» und «Wie kann ich meinen Chef nachhaltig unterstützen?» Was glauben Sie, wird Ihr Chef zur Sache denken? Eine Beförderung samt Lohnerhöhung wird nicht mehr zu vermeiden sein.

«Amigo, es ist besser, wenn du meine Stadt verlässt!»

“ Von meinem ehemaligen Klassenkameraden und heutigen Arbeitskollegen, Sergio De Maddalena, höre ich in der Regel etwas im Zusammenhang mit der Migros oder dann sind es Storys über Russland, wo er – so ganz nebenbei – in Kaluga Manager von KMUs ausbildet (siehe Seiten 52/53). Umso überraschter war ich, als ich kürzlich von ihm hörte, dass er zur «mentalen Stärkung» (...) für zwei Wochen nach Costa Rica geflogen sei, um das Land mit dem Rennvelo zu erkunden. Nun ja, jedem das Seine ... ”

Bei dieser Gelegenheit wollte er auch der früheren Migros-Filialleiter-Legende Albert Ottiger einen Besuch abstatten, der nach einer ruhmreichen M-Karriere nun im Tropenparadies Costa Rica seinen Ruhestand geniesst. Albert Ottiger war 22 Jahre Filialleiter im MMM Langendorf, zwei Jahre in Spreitenbach und noch «vorherer» acht Jahre am Aufbau der Migros Türkei) beteiligt. Nachstehend ein paar Musterli aus dem Reisetagebuch des Sergio De Maddalena:

Nach der Ankunft in San José die erste Überraschung: Mein Rennrad ist in New York geblieben. Man verspricht mir, das Velo einen Tag später per Taxi ins Hotel zu bringen, sobald es da sei. Den Ruhetag benütze ich, um ein Hotel in der Nähe des Flughafens zu beziehen. Der Transfer zum neuen Hotel Mango wird zur Zerreißprobe für einen effizient denkenden Europäer. Obschon der Taxifahrer

auf rührselige Art immer wieder beteuert, er wisse genau, wo das Hotel ist, umkreisen wir mehrere Male das Flughafengelände. Nachdem wir verschiedene Hotels immer wieder passieren, das Hotel Mango aber nicht auftaucht, erlöse ich den Täckeler und lasse mich im Flughafen absetzen.

Ein anderer, ortskundiger Fahrer bringt mich unvermittelt in drei Minuten ins Hotel Mango. Standort: 500 Meter neben dem Flughafen-Hauptgebäude in einer Nebenstrasse. Sind noch Fragen? (Später wird mich Albert Ottiger aufklären: Ticos – so nennen sich die Einwohner Costa Ricas – haben zu allem immer eine Ausrede, Ticos sagen dann und wann die Unwahrheit, auf allerdings durchaus liebenswürdige Art und Weise.)

Nachdem das Velo in der Nacht tatsächlich angekommen und ins Hotel chauffiert worden ist, gehts am zweiten Tag endlich los. Die «Gesetze der Strasse» in Costa Rica lerne ich sehr schnell kennen. Nach dem Überspringen von zwei tiefen Schlaglöchern – die Dinger würde man besser Schlaggruben nennen – lautet Lektion 1: Rechne jederzeit und überall mit brutalen Schlaglöchern. Lektion 2 folgt sogleich: Nach einer längeren, leicht bergab führenden Strasse hänge ich plötzlich in einer 20%-Steigung drin, steil wie der Stutz beim Marzilibähnli in Bern. Was lernen wir daraus? Genau: Rechne jederzeit und überall mit ruppigen, endlosen Steigungen.

Mit Wadenkrämpfen erreiche ich Albert Ottigers Häuschen am Meer, Lufttemperatur 34 Grad, Luftfeuchtigkeit vermut-



lich 99% (Bärndütsch gseit: Ig bi total uf der Schnurre). Zu einem Besuch im Supermarkt kann ich mich trotzdem auffaffen. Am Fleischbuffet wird Albert Ottiger sehr zuvorkommend bedient. Draussen erklärt er mir, dass er dem Chefmetzger ab und zu ein Trinkgeld gebe, dafür schneide er dann die besten Stücke ab. Auch das gehört zum Tropenparadies. Bis spät in die Nacht hinein wird über Migros und die Welt philosophiert.

Bei dieser Gelegenheit erläutert mir Exkollega Ottiger das Motto des Landes: PURA VIDA. Hier finde man das wahre Leben, meint er. Mit dem Velo dürfte «das wahre Leben» jedoch etwas heiss und etwas gar mühsam werden. Aber das Erleben der bezaubernden Landschaften und der lieben Ticos würde mich für die Tort(o)ur entschädigen. Zwei Tage später erreiche ich den aktiven Vulkan El Arenal. Unterwegs treffe ich einen weiteren Radtouristen, einen Öster-

reicher. Er beneidet mich wegen meines wenigen Gepäcks auf dem Rennvelo. In der Tat hat er hinten so viel geladen, dass sich sein Rad beim Anhalten jeweils wie ein wildes Pferd aufbäumt und er deswegen schon zweimal auf die «Schnauze» gefallen ist. Jaja, die lieben Österreicher – gäbe es sie nicht, man müsste sie erfinden.

Den nächsten Morgen verbringe ich in einer Art Dampfbad: Fünf Meter Sichtweite. Und dies vier Stunden lang bis auf eine Höhe von 2000 Metern über Meer. Auf der anderen Seite des Gebirges wartet dafür im einmalig schönen Hochtal des Ewigen Frühlings eine gleisende Sonne, welche die berühmten Kaffeebohnen auf den Plantagen schon fast zum Rösten bringt – Radfahrer inklusive. Dann folgt Jurassic Parc* pur: Dschungel

mit Giftschlangen, Giftfröschen, Brüllaffen, Nasenbären, und zu guter Letzt krabbelt eine Riesentartarantel vor meinem Rad über die Strasse. Ich komme mir vor wie im Terrarium des Tierparks Dählhölzli in Bern. Nach dieser tierreichen Zone zähle ich trotz Anti-Brumm mindestens zehn Mückenstiche. Dann folgt eine Hochgebirgsetappe. Nach dem Motto «Das Ziel erreicht man erst mit dem letzten Tritt» quäle ich mich auf den Vulkan Irazu hinauf. Höhe 3450 Meter über Meer.

Nach geglückter Abfahrt frage ich einen Polizisten in der Stadt Cartagena nach einem Hotel. Seine aufmunternde Antwort: «Amigo, es ist besser, wenn du meine Stadt verlässt. In dieser Stadt bleiben keine Touristen.» Irgendwie erinnert mich die Szene an Sergio Leones Italo-Western-Filme. Aber mittlerweile kann mich nichts mehr erschüttern. Ich bleibe erst recht und finde auch ein Loch zum Schlafen; pardon, eine Art Hotel, wo ich mein Bike sicherheitshalber am Bettpfosten anketete.

Dann folgt die gefürchtete Etappe über die Sierra de la Muerte, den Berg des Todes. Nach 50 Kilometern bergauf erreiche ich die Grenze von 3500 Metern über Meer, Temperatur: 10 Grad. Völlig ausgehungert torkle ich dort in eine «Fressbeiz». An der Holztheke sitzend, umringt von braun gebrannten Halb-Indios, die Velopumpe auf den Beinen, denn die darf auf keinen Fall geklaut werden, beschleicht mich erneut dieses Westernheld-Gefühl. The good, the bad and the ugly. Zu welcher Kategorie ich wohl im Moment zähle?

Auch der nächste Tag wird zum Kampf, als

ich 40 km Schotterstrasse mit dem Rennrad überstehen muss. Hinzu kommen wackelige Brücken ohne Geländer mit morschen Holzlatten. Umfallen verboten, weil es in den Flüssen von Krokodilen nur so wimmelt. Irgendwie schaffe ich es doch und erreiche gesund und «mental» durchgeschüttelt wieder das Häuschen von Albert Ottiger. Nach 1'100 Kilometern, mit 20'000 Höhenmetern in zehn Etappen, fragt mich Albert Ottiger: «Na, wie wars?» – «PURA VIDA!!» lautet die einzig mögliche Antwort.

* Jurassic Park III wurde tatsächlich in Costa Rica gedreht ...

Grüssen Sie mir den Herrn Feng und den Herrn Shui!

“ Zügeln, auch im Büro, heisst umziehen, heisst, ein neues Kapitel aufschlagen, Neues auf sich zukommen lassen, einen Teil seiner Vergangenheit ad acta in jene Ordner zu legen, die dann ins Archiv kommen und vor sich herstauben, bis sich wieder jemand dafür interessiert. Unserer Abteilung bei der Migros Aare in Schönbühl ging es letztes Jahr ebenso. Drehen wir das Rad der Zeit in den Sommer des Jahres 2001 zurück: Seit knapp zwei Wochen hocken wir in einem nigelnagelneuen Büro. ”

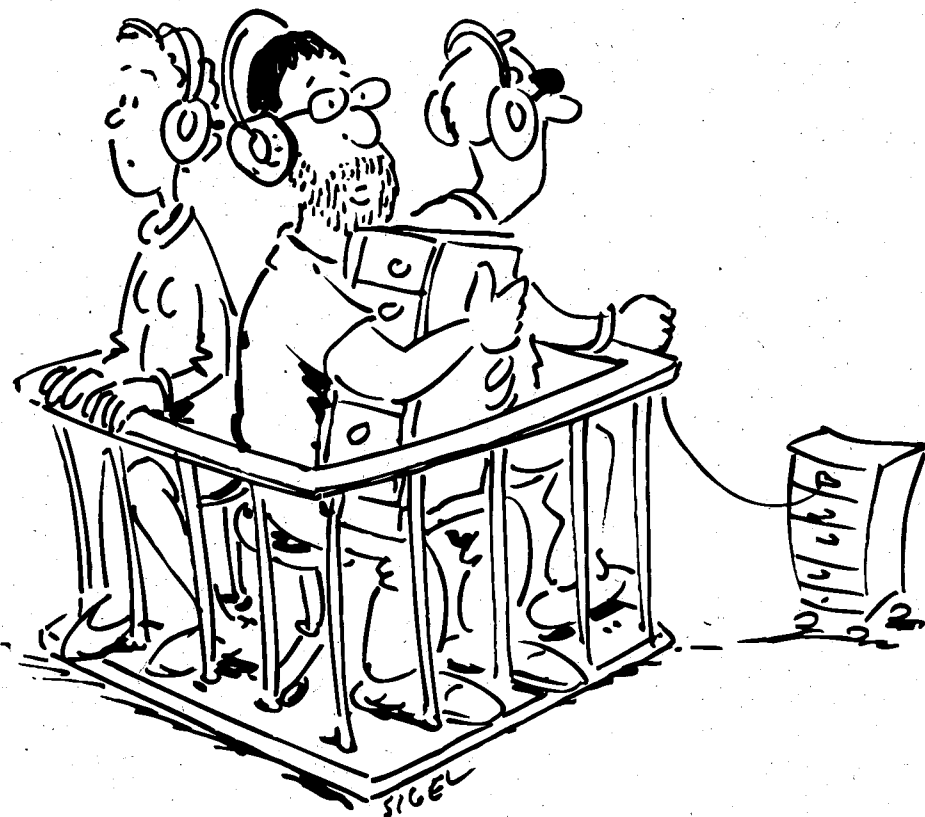
Das Grossraumbüro, in welchem ich die letzten 16 Jahre meiner beruflichen Tätigkeit verbrachte, gefiel mir von A bis Z, ohne Wenn, ohne Aber. Diese Feststellung wiederum heisst jedoch nicht, dass es allen anderen Kolleginnen und Kollegen gleichermaßen gefallen hätte, dass der Bo dort so lange sein Unwesen treiben konnte. Nun ja, auf die eine oder andere Einlage mit Unterhaltungswert werden sie jetzt halt künftig verzichten müssen; vor allem, wenn ich daran denke, dass einige inzwischen legendäre Telefongespräche eines verärgerten und lautstarken Bo's an manchem Familientisch bereits heute Kultstatus geniessen – und, aus besagten Gründen, künftig keine weiteren mehr hinzukommen werden.

Kurz: Im Grossraumbüro wusste man immer, was da so abging, hinter den Kulissen der Migros, soziale Zufallskontakte waren an der Tagesordnung. Damit wir uns richtig verstehen: Ein Grossraumbüro war/ist nicht jedermanns Sache, das sei der Ehrlichkeit halber auch gesagt.

Seit zwei Wochen ist der vorhergehende Abschnitt sowieso Geschichte, jetzt da Claudia Boess und Heidi Moeri vom Direktionssekretariat, Martin Schläppi, Gurten-Chef und WESTside-Projektleiter, sowie meine vier Kolleginnen aus der Abteilung Kommunikation+Kulturelles und ich unser eigenes Büro haben. Hoppla, fast hätte ich es vergessen: Herbert Bolliger, unser aller oberster Boss, hat seinen Arbeitsplatz ebenfalls bei uns, sozusagen in einem eigenen (kleinen) Büröli im Büro.

Ganz böse Zungen behaupten hinter vorgehaltener Hand, wir seien mit der Züglete von der Freiland- zur Käfighaltung mutiert (von Federvieh wird hier eh noch das eine oder andere Mal die Schreibe sein). Immerhin: Unser optisch echt attraktives Büro verdient nach so kurzer Zeit bereits eine Würdigung. Und weil einige der federführenden Gestalter diese Realsatire ebenso wie Sie lesen, werde ich ganz, ganz artig und zurückhaltend sein mit meiner ohnehin subjektiven Beurteilung. Aber nicht bloss ihretwegen; schliesslich hat eine Heerschar von Fachleuten sich unserem künftigen Wohlbefindens angenommen. Man kann das gar nicht hoch genug einschätzen.

Kaum hocken wir also im neuen Büro, da wird rasch klar, dass dessen Erbauer demnächst Akustik-Fachleute aus aller Welt bei uns werden begrüssen dürfen. Selbst die alten Griechen und Römer würden grosse Ohren machen, könnten sie das erleben. Denn das, was unser



Büro an Akustik zu bieten hat, das stellt jede griechische und römische Arena in den Schatten, Ephesus inklusive. Wenn jemand in der einen Ecke nämlich eine kleine Münze auf den Spannteppich fallen lässt, dann hört man das unverzerrt in der anderen Ecke. Genial! Endlich ist die Zeit vorbei, da die Kolleginnen Schlechtes über ihren Chef chüschele konnten. Bo hört mit. Claudia auch. Martin auch. Heidi auch. Lilian und Jacqueline ebenso. So auch Barbara und Andrea.

Wenn ich die Fachleute richtig verstanden habe, dann werden in dieser Angelegenheit demnächst Geräuschmessun-

gen aktuell, um festzustellen, ob man für die Wände und die Decke nicht doch etwas zu harte Materialien ausgewählt hat (ganz klar: solange keiner mit einem Geiger-Zähler auftaucht, habe ich mit söttigen Messungen null Problem). Ich hätte da eine kostengünstigere Variante: Eierkartons dämpfen den Schall doch bestens. Walter Stegmann, unser Chef-Eierhändler, könnte uns doch ein Palett voll hinstellen, damit wir die Wände abdecken können und so ein Minimum an Diskretion bei Gesprächen und eine erhöhte Konzentration bei der Arbeit gewährleistet wird. Stimmt, Sie haben ja Recht: Das ist wirklich aus dem Tierreich, diese Idee. Vergessen wir es, überlassen wir das Denken den Fachleuten.

Wir alle haben tolle Möbel erhalten, super. Neue Pulte auch. Dummerweise haben die Dinger aber keine Schubladen (sehen dafür geil aus). Die Büroplaner dieser Welt lösen das heute auf ihre Art, unkonventionell: Jede und jeder kriegt zum Pult eine Art mobilen Schubladenturm, den man überall hinstossen und mitnehmen kann. Erinnert an die fahrbare Tasche beim Golf, wo die Schläger drin sind. Da ich selber nicht Golf spiele, kann ich mit dem Ding nichts anfangen, also habe ich mir meine ursprüngliche Schublade (Modell EMD, 1948, atombombensicher), die mir 16 Jahren beste Dienste geleistet hat, mitgenommen und unters Pult gestellt, sehr zur Freude unserer Fach-Ästhetiker, die bereits eine Verunstaltung ihrer Bürolandschaft befürchten, sollten andere so Zügs auch machen.

Themenwechsel: Hocken wir also alle im Büro, als plötzlich, wie von Geisterhand gesteuert, die Store auf der ganzen Fensterfront runterkommt und das Büro verdunkelt, wodurch die Innenbeleuchtung stärker wird. Und das im Hochsommer. Realsatire pur. Sofort lassen wir einen Experten kommen. Er erklärt uns, dass die Store von Sensoren gesteuert würde. Sobald es draussen zu hell wird, geht die Store runter und verstellt auf der ganzen Länge die Lamellen, auf dass uns wohl ist. Ich fürchte, ich muss mich demnächst beim besagten Fachmann entschuldigen, denn erstens musste er uns die Automatik ausschalten (wenn schon, können wir das von Hand machen) und, zweitens, habe ich ihn wohl mit der Frage ehrbeleidigt, weshalb denn Menschen umsverworfen teures Zeug erfinden müssten, die doch keiner wirklich braucht.

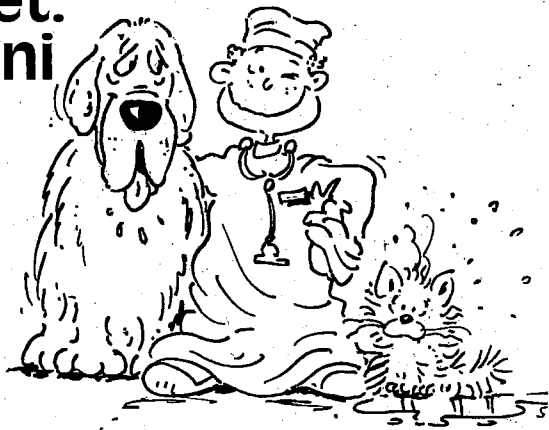
Es gäbe noch das eine oder andere zu erzählen, ohne gleich Geschäftsge-

heimnisse zu verraten oder als Nestbeschmutzer dazustehen. Zum Beispiel, dass man das Büro im Moment zwar kühlen, aber nicht aufheizen kann, wenn die Kühlung es zu gut mit uns meint. Stimmt! Wozu gibt es Pullover? Bis im Herbst soll das aber möglich sein. Gopf! Das Allerallerallerwichtigste hätte ich beinahe verschwitzt. Der ganze Büroumbau wurde nämlich nach Feng Shui konzipiert. Ich kann auch in dieser Beziehung nicht mitreden, weil ich weder den Herrn Feng noch den Herrn Shui kenne.

Immerhin – und das als Nachtrag: Inzwischen haben wir unser Interieur total umgestellt, ganz und gar nicht Feng-Shui-like. Ich verrate Ihnen was: Uns allen ist sauwohl! Na ja, fast. Aber die kalte Luft, die noch ungehindert von den Deckenkühlelementen fällt (Gesetz, physikalisches), wird sich in den nächsten Jahren bestimmt auch noch bändigen lassen.

Cand. med. vet. Robert Mancini

“ An dieser Stelle muss ich wieder einmal bankrott erklären. Grund: Ich kriege keine einzelne Episode aus dem Leben des Bo zusammen, sondern muss einige Intermezzi aneinander reihen, damit ich den Platz voll kriege. Nun, ich nehme an, Sie werden sich deswegen kaum langweilen. Ganz im Gegenteil ... ●●



Robert ist 14, für sein Alter überdurchschnittlich gross und dementsprechend wird er älter geschätzt, als er ist. Kürzlich, da waren er und seine Mitschülerinnen und Mitschüler (mit von der Partie: unsere Claudia) anlässlich einer Projektwoche zur Erkundung der Berufswelt auch auf «Schnupper-Besuche». Röbi zum Beispiel in einer Tierklinik. Als er, als Zuschauer, gerade aus dem Ops kommt, schön in Grün gekleidet, da wird er von einer älteren Frau angesprochen: «Herr Doktor, kommt jetzt mein Hund an die Reihe?» Röbi ist perplex, aber nicht auf den Kopf gefallen: «Ja, sicher, wir müssen bloss noch auf die Operationsassistentin warten ...» Dann schleicht er sich davon. Irgendwann wird ihm gesagt, er solle den kleinen Hund hereinholen, der vor der Türe steht. Röbi tut wie befohlen und blickt einem Bernhardiner in die Augen, 88 Kilogramm schwer. Wunderbar. Als Erstes muss er dem Hund das Gesäufel rund um die Schnauze abputzen. Barry gefällt das anscheinend enorm, so dass er Röbi regelrecht abschleckt ... Igit. Am Nachmittag soll unser ange-

hender Tierarzt eine Katze «reinigen», die aussieht, als ob sie direkt aus dem Pfludri kommt. Röbi macht das auf die Effiziente: Hopp, unter den Wasserhahn, «wäsche, lege», und dann mit dem Fön schön trocknen. Dem Gesundheitsbulletin der Klinik zufolge erfreuen sich cand. med. vet. Robert Mancini und Miezkatze bester Gesundheit.

Da war im Januar doch diese Sache mit der Autogrammstunde der Hitparadenstürmer Bro'Sis im Shoppyländ. Bereits nach zehn Minuten musste die Sache leider abgebrochen werden, weil 3'000 begeisterte Teenager nach vorne drückten und zu ihren Stars drängten, so dass die Sicherheit aller Anwesenden nicht mehr gewährleistet werden konnte. Obwohl überhaupt nicht in die Sache involviert, hatte ich dann, zufälligerweise anwesend (hat man nun davon ...), die Ehre, den Kids den Abbruch der Übung kundtun zu dürfen, mit Mikrofön, auf der Bühne. Das Buh- und Pfeifkonzert werde ich mein Leben lang nicht vergessen, die «Use! Use! Use!»-Rufe inklusive. What a feeling! Anyway, eine halbe Stunde später, als sich die Reihen gelichtet haben, will ich ins Shoppyländ. Geht aber nicht. Unmit-

telbar nach dem Haupteingang steht da einer und verteilt Autogramme an Hunderte von Teenagern, die den Eingang verstopfen. Keine Ahnung, wer das sein soll. Meine Statur (195/115) ermöglicht es mir, in wenigen Augenblicken zum offensichtlichen Star vorzudringen. «Hören Sie, hier können Sie unmöglich stehen bleiben, Sie verursachen ein Chaos ...» Der Mann; um etliches kleiner als ich, schaut mich resignierend an: «Tut mir Leid, Sie sehen ja selber, was hier los ist», seufzt er, während er einer jungen Dame den Unterarm mit seiner Unterschrift verschönert. «Wie auch immer – ich spiele Eisbrecher für Sie und bringe Sie samt den Teenagern nach draussen. Mir nach, marsch!» Der Mann tut wie befohlen, Borni voran wie der Rattenfänger von Hameln. Als ich die Masse erfolgreich vor das Shoppy gelotst habe, drehe ich mich zum Star um: «Sagen Sie, müsste man Sie eigentlich kennen?» – «Ich bin Nino aus Big Brother.»

Claudia ist totaler «Grease»-Fan, wie ihr Produzent vor fast 25 Jahren (Seite 54). Sogar einen Vortrag hat sie in der Schule über Olivia Newton-John gehalten (für Olivia hat auch ihr Papa geschwärmt, in den Siebzigern). Kürzlich, da kam der Film am Fernsehen. Dummerweise waren wir zum besagten Zeitpunkt erstens abwesend und, zweitens, das Video kaputt. Nicht verzagen, Gilbert Doyon, unseren Nachbarn, fragen. Kein Problem, macht er gerne für Claudia. Nun ist aber Folgendes passiert, bei Doyons: Um 20:15 Uhr funktioniert auch deren Video nicht. Wie Gilbert aber der Programmzeitschrift entnimmt, wird «Grease» nochmals ausgestrahlt, um 02:00 Uhr. Der zweite Versuch glückt dann problemlos. Grosse Augen bei Claudia dann am nächsten Tag. Eh ja, morgens um 02:30 Uhr kommt nicht die ganz genau gleiche Unterbrecherwerbung wie um 21:00 Uhr – auch

wenn sie in Richtung «You're the one that I want» geht ...

Zwischendurch, da habe ich so meine Highlights (ich schreibe das absichtlich in Englisch, damit keine und keiner auf falsche Gedanken kommt, stünde das in deutscher Sprache). Neulich, im Allmendstadion, während eines SCB-Spiels (siehe auch Seiten 16–18 in diesem Werk der Weltliteratur): Roland Dellsperger spricht mit einer Dame, derweil ihr Gatte von Ferne auf seine Frau wartet. «Sag mal», ergeht an Roland Dellsperger einige Augenblicke später, «wer war eigentlich der Mann, der da gewartet hat?» – «Bruno Zimmermann von der Berner Kantonalbank.» Aha. Der Zufall will es nämlich, dass ich seit einiger Zeit mit Bruno Zimmermann e-mail-mässig verkehre, ohne, dass wir uns jemals gesehen hätten. «Soso, Bruno Zimmermann war das also ...» Tags darauf ergeht eine neckische E-Mail an den Banker: «Im Gegensatz zu Ihnen weiss ich, wie mein Vis-à-vis aussieht. Ätsch.» Auf der Gegenseite grosses Erstaunen: «Ich doch auch, Herr Bornhauser, ich habe Sie doch begrüsst, beim SCB-Spiel – erinnern Sie sich nicht mehr? Ätsch zurück.» Geistige Panik bei Bo's. Doch ja, stimmt, da war doch wer, der hat mir im Getümmel wirklich Hallo gesagt. Zimmermann? Zimmermann. Genau. Schön peinlich. Ich versuche, den Hals aus der Schlinge zu ziehen, virtuell: «Herr Zimmermann, das stimmt. Aber ich dachte, jener Zimmermann sei von der BKW, ich habe nicht BEKB verstanden.» Eines muss man mir doch lassen: Meine Ausreden gehören zum Feinsten in der Kategorie.

Das 1.-August-Referat

Von Hans Häusler, Wohlen

“ «Ich bin», so der Direktor mit kaum verborgenem Stolz zu Adjunkt Meyer-Müller, «als 1.-August-Referent verpflichtet worden. Ich erwarte von Ihnen einen Referatsentwurf bis morgen Mittag, 12.00 Uhr!» – «Wo bitte, Herr Direktor, werden Sie auftreten?» – «In Niederbürginsbach.» – «Wo liegt diese Gemeinde und wieviele Einwohnende zählt sie?» – «Das ist doch schnurzegal! Wichtig sind Publikumsaufmarsch und Medienpräsenz. Beides ist dort überzeugend!» ”

«Haben Sie an ein besonderes Schwerpunkt-Thema gedacht, Herr Direktor?» – «Nicht doch, die Themenwahl ist Ihre Aufgabe. Ich wünsche mir ein Referat

mit Nachhaltigkeit und nationaler Resonanz!» – «Könnten Weltoffenheit und globale Solidarität allenfalls die Stichworte sein?» – «Doch döch, durchaus. Die schweizerische Eigenständigkeit ist mir aber auch ein Anliegen!» – «Also lieber Blocher als Ogi?» – «Am liebsten Blocher/Ogi kombiniert, so trifft man das freundeidgenössische Mittel!»



Meyer-Müller, veränderter PR-Diplomand, sagt sich aller Termine los und geht mit Zitaten-Handbuch und Zeitungsausschnitten versehen in Klausur. Mit mahlendem Kiefer und brennenden Augen sitzt er um Mitternacht vor verschiedenen Referatsfragmenten, aller Hoffnungen beraubt, Blocher und Ogi in eine aussagekräftige, bundesfeierwürdige Konsens-These einbinden zu können. Schweizerische Eigenständigkeit und EU, Neutralität und Swisscoy-Einsatz, Ausgrenzung und Integration, Arbeitsplatzsicherung und Aktionärsinteressen, Solidaritätsstiftung und Auns, öV und Individualverkehr, Steuerpflicht und Steuergerechtigkeit, Luftverschmutzung und Umwelt – ein schwieriges Übungsfeld für politische Harmonie und Konsensfindung.

So entschliesst sich Meyer-Müller mangels zündender Einfälle schliesslich zu einer Collage von Textpassagen aus früheren Musterreferaten politischer Apparatschicks. Begeistert vom Guttönen der aneinander gereihten Schlagworte garniert er das Ganze mit patriotischem Zuckerguss und setzt mit einem Jeremias Gotthelf unterschobenen Nietzsche-Zitat den Schlussakzent. Fertig ist der Zauber. Des Direktors Botschaft kann sich hören lassen.

Die Niederbürginsbacher klatschten ihrem Bundesfeier-Referenten begeistert zu. Der mitfeiernde Meyer-Müller verhüllte überwältigt sein Haupt und schätzte sich glücklich, die Stichworte Weltoffenheit und globale Solidarität nicht berücksichtigt zu haben. Und sein Chef? Der hat mittlerweile Einzug ins Kantonsparlament gehalten. Meyer-Müller schreibt ihm nun die Vorstösse.

Von der Beerdigung eines Bundesrates

Von Matthias Mast, Ittigen

“ An einem elften März beerdigte ich meinen Jugendtraum! Still und leise, von der Öffentlichkeit völlig unbemerkt. Es hat nun volle drei Jahre gedauert, bis ich heute endlich darüber sprechen kann. An dieser Stelle folgt deshalb nun exklusiv die tragische Geschichte eines Jugendtraumes. Zeit meines Lebens hatte ich nur einen einzigen Berufswunsch: BUNDESRAT werden! ”

Ich fand den Job immer so toll. Besonders die Art, wie die Bundesräte auftraten, wenn sie etwas entschieden haben: Nämlich gar nicht! Oder wenn (sehr selten!), dann nur ganz kurz, meistens mit den Worten: «Der Bundesrat hat entschieden ...», und in der Tagesschau am Abend erklärte dann Marc-Roland Peter aus dem Bundeshaus, dass das so auch gut sei. Interviews mit Bundesräten gab es keine, nie! Cool!

Bereits sehr früh habe ich mich informiert über den Weg zu meinem Berufsziel. Und mit grosser Freude durfte ich da feststellen, dass ich als künftiger Berner Bundesratskandidat (und damit folgerichtig automatisch als gewählter Bundesrat) aus der Pole-Position starten durfte, und zwar aus folgenden Gründen: Meine beiden Grossväter kannten Rudolf Minger persönlich, mütterlicherseits war ich Bauer (ich habe auch zwei-, dreimal auf dem grosselterlichen Hof beim Misten und «Härdöpfeln» geholfen), Vater war ein BGBler und später ein SVPLer, Gnägi Ruedi verkehrte mit Gattin Vreni im

Elternhaus, Traugott Wahlen und Kurt Furgler waren auch schon da. Zudem war Bundesratssohn Hans Feldmann unser Nachbar, ich bin also sozusagen in einem bundesrätlichen Umfeld aufgewachsen.

Diese erfreuliche Ausgangslage motivierte mich erst recht, meinen Weg zu gehen, Richtung Bundesrat. Nichts wollte ich da dem Zufall überlassen, und eines war mir glasklar: Um Bundesrat zu werden, muss ich so sein, wie eben ein Bundesrat zu sein hat, denn wichtig ist: Bundesrat ist kein Job, dafür hat man Chefbeamte oder so, Bundesrat ist eine Berufung, analog zum Priesteramt. Amen. Also begann ich die Herren zu kopieren, bis ins Detail: Ich rauchte Marlboro-Gold (wie Ruedi Gnägi), nur heimlich zwar (wie Traugott Wahlen), informierte mich über die Unterschiede zwischen Bourbon und Scotch (wegen Ruedi Gnägi), lernte gescheite Sätze auswendig (wie Kurt Furgler), kaufte ein Witzbuch und eines mit Bonmots und lernte zu schwadronieren (wie Nello Celio), und vor dem Spiegel arbeitete ich am freundlichen Gary-Grant-Ausdruck inklusive Frisur (wie Ernst Brugger). Zudem ging ich nun jeden Tag mit dem Hund raus wie Hans Feldmann, der Bundesratssohn (siehe oben). Dass unser Golden Retriever dann eines Tages Feldmanns Dackel tierspitalreif durchschüttelte, ist eine andere Geschichte und hat nichts mit meinen erst viel später begrabenen Bundesrats-Ambitionen zu tun. Item: Ich glaubte mich lange auf dem richtigen Weg zum Ziel in DAS AMT.

Stundenlang übte ich vor dem Spiegel mit sonorer Stimme, Marke Marlboro-



Jack-Daniels, gescheite Sätze humorvoll zu sagen und obendrein noch charmant dreinzuschauen. Neben mir hechelte der Hund. Welch ein Bundesrat! (Klammerbemerkung: Meine Schwester überraschte mich einmal beim Üben und meinte nur so trocken: «Warte doch zuerst auf den Stimbruch, bevor du den Gnägi imitierst ...» Nun, was interessierte mich damals die Meinung meiner Schwester! Klammer zu.) Die Jahre vergingen im Fluge, der Stimbruch kam endlich, ich wechselte fleissig Klassen und Schulen wegen diverser Divergenzen mit der Lehrerschaft. Doch nichts hatte sich an meinem innigsten Wunsch geändert, gleich wo und was ich jeweils auch gerade jobte (Casserolier, Gerüstbau, Gartenpflege, Galerie-Helfer u.a.m.), ich wollte nur BUNDESRAT werden. Für mich galt: Nicht der Weg, sondern das Ziel ist erst das Ziel! Doch alles kam ganz anders, Schlag auf Schlag, Hammer folgte auf

Hammer sozusagen: Plötzlich war Mann als SVP-Berner nicht mehr gefragt, gewählt wurde ein Schlumpf!

Und es kam noch viel ärger: Auf den Mann ohne Eigenschaften folgte ein Sportler, Nichtraucher und Teetrinker. Welch ein Jammer! Und überhaupt: Das Bild des Bundesrates entfernte sich immer mehr von dem meiner Vorstellungen, jede Bundesratswahl wurde zur persönlichen Qual: Der schweigende Professor aus dem Appenzell etwa, dann ein «Grännli» aus Zürich, die strickende Gewerkschafterin aus Bern und Genf, und dann: diese unsäglich brave Leggings-Trägerin mit Deckhaar-Mesch-Verschnitt! Still und leise beerdigte ich meine Bundesrats-Ambitionen am 11. März 1999.

Von Scheinheiligen und einem Kämpfer aus Burgdorf ...

“ Mit Politik kann man in diesem Land keine Veränderungen herbeiführen. Das ist keine saloppe Feststellung meinerseits, sondern eine Erkenntnis von Unternehmer Otto Ineichen. Politiker spielen in der heutigen Kurzgeschichte denn auch keine aktive Rolle. Ich habe hingegen einen grossen Respekt vor jenen Zeitgenossen, die mit Zivilcourage und Engagement mithelfen, Missstände zu beseitigen. Zum Beispiel Franz Weber (siehe Seiten 54/55), der enorm viel erreicht hat, oder Vreni Sala, jene aufmüpfige Geschworene, die zusammen mit Hanspeter Born der Berner Justiz eine schallende Ohrfeige verpasst hat. Heute soll von einem Unbequemen die Rede sein, der Burgdorf demnächst verlässt. Richtig, von Maxe Sommer. ●●

Maxe, seit wann kennen wir beide uns eigentlich? Und bei welcher Gelegenheit ist «es» eigentlich passiert? Ich jedenfalls kann mich an unser erstes Treffen nicht mehr erinnern. Vielleicht hilfst du mir bei einem Bier demnächst einmal auf die Sprünge. In Burgdorf? Oder bereits in Solothurn, wohin du mit der Kunsthalle sozusagen zügelst? Ich schlage vor, wir beide machen das in Burgdorf. Vielleicht treffen wir bei dieser Gelegenheit ja noch auf ein paar Offiziöse, die sich dann ob uns beiden mächtig aufregen werden, weil wir ihnen in Sachen Kulturrelles Unangenehmes zu sagen haben werden.

Stichwort Burgdorfer Stadtpräsidenten, liebe Leserinnen und Leser. Eigentlich haben die beiden letzten Ex in den letzten Jahren dafür gesorgt, dass Burgdorf in Schweizerlanden nie so ganz aus den Schlagzeilen verschwunden und nicht völlig in Vergessenheit geraten ist. Aha ja, da war auch die Sache mit der Solätte, 2000, aber dieses Thema lassen wir lieber. Irrtum vorbehalten, war es am 18. Juni 1999, dass Burgdorf in der ganzen Schweiz positiv im Gespräch war. Da hat doch so ein Spinner spontan eine riesige Kunstauktion auf die Beine gestellt, die in ihrer Art einmalig war. Das Schweizer Fernsehen DRS – Röbi Koller im «Quer» – schaltete sich live in die Sache ein; Monika Schärer, Madeleine Hirsiger, Thomas Bucheli und Hansjörg Utz moderierten den Abend; Künstlerinnen und Künstler wie Fischli/Weiss, Rolf Iseli, Franz Gertsch, Pipilotti Rist, Bernhard Luginbühl, Niki de Saint Phalle oder Markus Raetz stifteten Werke – und zum Schluss gingen 480'000 Franken dank der Aktion «Schtärnschnuppe» an vier verschiedene Institutionen zu Gunsten schwerstkranker Kinder. Nur einmal dürfen Sie raten, wie der Spinner hiess, der diesen unvergesslichen Abend organisiert und Burgdorf zu nationalem Ruhm verholfen hat. Exakt.

Seit 1995 führt Maxe seine Kunsthalle in Burgdorf, ein kleiner und feiner Laden, den er auf eigene Rechnung umgebaut hat und verwaltet. Hier stellen international bekannte Künstler aus – Franz Gertsch, zum Beispiel, auf ihn werden wir noch zu sprechen kommen –, aber auch Newcomers. Maxe hat eine Schwäche für junge Kunstschaffende, die es derart

schwer haben, sich eine Plattform zu schaffen. Und so schwärmen denn nicht bloss renommierte Künstlerinnen und Künstler vom Tatendrang des Maxe Sommer. Ich höre gerade von jungen Leuten, wie sehr die Arbeit und das Engagement des Emmentalers geschätzt wird. Doch davon scheint das offizielle Burgdorf nicht gross Notiz nehmen zu wollen, finanziell unterstützt wird die Kunsthalle jedenfalls nicht, sieht man von einem Startbetrag 1995 ab. Vor einigen Jahren habe ich versucht, den damaligen Stapi zu einem Versöhnungsgespräch mit Maxe zu bewegen. Soviel ich weiss, hat das Treffen dann sogar stattgefunden, nur hat es danach für die Kunsthalle keinen «Burgdorfer Frühling» gegeben. Schade.

Durch Maxe habe ich Zugang zu den Werken von Franz Gertsch gefunden. Stundenlang könnte ich heute einzelne Werke auf mich einwirken lassen – wie kürzlich im Spital Belp, wo im Eingangsbereich eine Arbeit von Franz Gertsch hängt und wo sich die Empfangsdame vermutlich so nadisna ihre Gedanken zu meinem Geisteszustand gemacht hat, schliesslich verbrachte ich fast eine Stunde (...) vor dem Frauenportrait «Doris». Und für Franz Gertsch entsteht bekanntlich in Burgdorf dank der Initiative von Maxe Sommer und

dem Mäzenatentum von Willy Michel ein Museum, das wohl zu den Bijous der Schweizer Szene gehören wird. Die Frage ist berechtigt: Womit hat das offizielle Burgdorf denn das verdient? In Zusammenhang mit eben diesem Museum hat der Amtsschimmel denn auch das Fass zum Überlaufen gebracht. Irgendeinisch halt fertig luschtig. Deshalb verlässt Maxe demnächst die Emme-Stadt in Richtung Solothurn, wo man ihn mit offenen Armen empfängt. Kunststück.

Langsam, aber sicher scheint das offizielle Burgdorf zu begreifen, was da verbockt worden ist. Jedenfalls hat der Stapi Maxe Sommer plötzlich zu einem Gespräch eingeladen. Maxe hat abgelehnt, in der heutigen Situation. Ich verstehe ihn. Ginge mir auch so. Geradezu peinlich wird es jedoch, wenn man hört, dass Vertretende des Gemeinderats in der Öffentlichkeit verlauten lassen, sie würden den Wegzug von Maxe zutiefst bedauern. Viel ehrlicher wäre es doch, sich das eigene Versagen einzugestehen. Aber damit würde man ja Fehler zugeben und, unter Umständen, seine Wiederwahl gefährden. Also lässt man es beim Bedauern bewenden. Immerhin freut sich eine Dritte darüber: Die Stadt Solothurn.



Bieler parkieren in Schopfo. Und umgekehrt.

“ Heidi und Dominik wohnen in der Region Biel. Umweltbewusst, wie die beiden sind, haben sie kein Auto, könnten aber rund um ihr Haus deren drei parkieren. Das, meine Damen und Herren, das lässt für 2002 die Fantasie jedes Satirikers höher schlagen. Und wenn ich Ihnen jetzt ver-rate, dass es von ihrem Haus nur zehn Gehminuten zur Artepilge Biel sind, dann ... Na. Damit auch das klar ist: Heute verlasse ich das Gebiet der wahrheitsgetreuen Realsatire ausdrücklich in Richtung fantasiereiche Satire (nur damit ein bestimmter Zeitgenosse nicht wieder daherstolpert und behauptet, ich würde Lügengeschichten verbreiten ...). ”

«Ich wusste gar nicht, dass wir Verwandte in Belgien haben», stellte Dominik kürzlich nach einem Telefonanruf fest. Seitens Heidi kam zuerst bloss ein Achselzucken. «Wie kommst du denn darauf?» – «Da war vorhin eine Dorine am Telefon und sagte, sie sei eine Klein-Klein-Kusine, eine Art Coucoucousine deiner Mutter.» – «Und was wollte denn diese Dorina von uns?» – «Dorine heisst sie», stellte Dominik zuerst richtig, «nicht wie das Sonnenblumenöl. Dorine fragte, ob wir diesen Sommer irgendwann einmal in die Ferien verreisen und jemanden suchen, der während unserer Abwesenheit auf das Haus aufpasst.» Heidi runzelte die Stirn. «Weshalb denn das, ich kenne niemanden in Belgien, schon gar keine Verwandten.» – «Dorine sagte etwas vom

Besuch der Expo.02 und dass sie mit ihrer Familie und mit einigen Freunden gerne auf unser Haus aufpassen würde, sollten wir im Juni, Juli oder August in den Ferien weilen. Wie viele Schlafgelegenheiten und, wie viele garantierte Parkplätze wir ums Haus herum hätten, wollte sie auch noch wissen.»

Heidi und Dominik, von der Situation als solches überfordert, haben mich inzwischen mit der Wahrung ihrer Interessen beauftragt. Als Erstes habe ich mit Dorine Kontakt aufgenommen und sie gebeten, mir einen Auszug aus ihrem Familienstammbaum zuzustellen. Eine Überprüfung ergab dann, dass Dorine selber zwar keine direkte Coucoucousine von Heidis Mutter Ida ist, wohl aber Dorines Tante väterlicherseits zu Idas Schwiegervater, worauf ich der Familie van den Steenbergen aus Lüttich erklären musste, dass ein Gratisaufenthalt in Heidis und Dominiks Haus trotz dieses direkten Verwandtschaftsgrades während der Expo.02 keinesfalls in Frage käme, was sie dann auch widerstandslos akzeptierten.

Vielleicht haben Sie es gelesen (und diese Tatsache ist keine Satire, sondern Realsatire): Die Behörden wollen Port, Nidau, Aegerten, Ipsach und Brügg während der Dauer der Expo.02 zur blauen Zone erklären. Will heissen: Länger als zwei Stunden kann man dort nicht parkieren, also werden Autofahrer gezwungen, andernorts auszuweichen. Mit anderen Worten: Goldene Zeiten brechen für das sonst seit Jahren total unterbelegte P+R im Berner Neufeld an. Wenn der allzu früh verstorbene Marc-Roland Peter – als

ehemaliger Planungs- und Baudirektor der Stadt Bern – das noch hätte erleben dürfen! Was aber zum nächsten Problem führt: Expo.02-Besucher werden Bern und Agglomeration als Parkplatz missbrauchen, weil nach Biel beste Zugverbindungen bestehen. Wo aber stellen dann zumal Herr und Frau Berner ihre Karre ab? Möglicherweise in Fribourg, womit der Militärflugplatz Payerne aber zwangsläufig von Mai bis Oktober als P+R für Freiburgerinnen und Freiburger erhalten und zur Flugverbotszone deklariert werden müsste, ähnlich dem Vorgehen im Irak. Eine Zwangsumsiedlung ganzer Städte hingegen würde ich als übertrieben betrachten und deshalb ablehnen. Dennoch: Denkt man sich die Sache zu Ende, so sind Bieler gut beraten, ab Mai La Chaux-de-Fonds als P+R zu benutzen, und umgekehrt.

Weil die Verantwortlichen der Expo.02 im Vor- und Umfeld der Landesausstellung gewalttätige Demonstrationen von militanten Organisationen – wie zum Beispiel vom «Frauenverein für zerstreut wohnende Protestanten» oder von der IG «Ruth Dreifuss macht die Kassen krank» – befürchten, werden die Sicherheitsvorkehrungen rund um die Expo.02 ständig erhöht, der Parameter polizeilicher Überwachung kontinuierlich erweitert. Anwohner – wie Heidi und Dominik – werden während der Dauer der Expo.02 zwar nach wie vor in ihrem eigenen Haus wohnen dürfen, aber der Zutritt ins Quartier wird ihnen nur mit einem speziellen und fälschungssicheren Anwohner-Pass (SAP) möglich sein. Wollen Heidi und Dominik nach dem 15. Mai, dem Eröffnungstag der Expo.02, Gäste zu sich nach Hause einladen, dann müssen die Geladenen bei der Security einen temporären Grill-Pass (GP) vorweisen, der



mindestens zehn Tage vorher direkt beim Sekretariat des Stadtpräsidenten* beantragt werden muss. Der Pass ist ab Eintritt ins Sperrgebiet genau 24 Stunden gültig, danach zerstört er sich selber. Die soeben beschriebenen Unannehmlichkeiten werden durch steuerfreie Gewinne jedoch einigermassen wettgemacht: Ihre eigenen drei Parkplätze vermieten Heidi und Dominik zu interessanten Stundenansätzen unter www.ichlassemirdasparkierennichtverboten.ch. Ich habe den beiden auch empfohlen, auf ihrem eigenen Grundstück einen «Good food fast»-Stand zu betreiben, an welchem Kundinnen und Kunden keine fixen Preise bezahlen, sondern freiwillig und nach eigenem Gusto Heidi und Dominik etwas spendieren. Das Angebot haben wir bereits definiert. Es reicht vom Expo.01-Wurstsalat über das Soufflé à la Fendt bis hin zur Pipilotti-Risti, eh ... Rösti.

*Das wäre dann Hans Stöckli, der zur Expo.02 bekanntlich den Herrn Castrol einladen will (Letzterer gilt als der Erfinder des gleichnamigen GTX-Schmieröls, das das Räderwerk revolutionärer Staaten in Schwung hält).

Weshalb ich in einem früheren Leben ein Tiger war ...

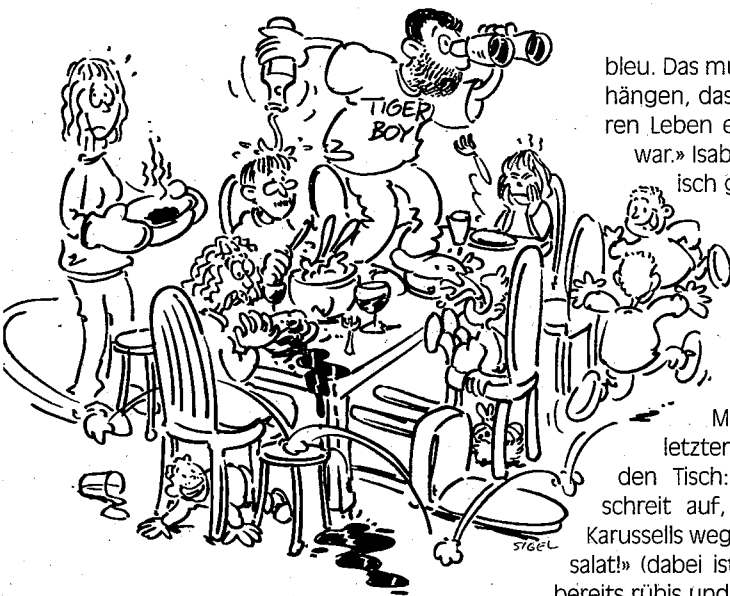
“**Liebe Mütter und Familienfrauen! Diese Kurzgeschichte ist, aus- und nachdrücklich, Ihnen gewidmet; als Hommage für Ihre tägliche Arbeit, insbesondere auch am häuslichen Herd. Ohne Sie zu kennen, wage ich nämlich zu behaupten, dass Sie sich schon mehr als erst einmal beim Zmittagstisch geärgert haben, wenn die Familie Ihre liebevolle Kocherei dann und wann nicht zu schätzen weiss, weil die Gastronomie im allgemeinen Tohuwabohu untergeht, wenn sich die lieben Kleinen unge- niert streiten und Papa scheinbar unbeteiligt dasitzt und sich nicht in die Schlägerei einmischen mag. Wetten, dass Sie sich dabei mit einem spontan verärgerten (aber berechtig- ten) «Ist das jetzt der Dank dafür, dass ich mir beim Kochen für euch soviel Mühe gebe?» haben verlauten lassen? Diese Realsatire soll Ihnen Beweis sein, dass es nicht bloss bei Ihnen so zu- und hergeht ...**”

Bollas – Isabelle, Mario, Manuel (15), Adrian (13) und Benjamin (9) – und Born- hausers – Monika, ich, Claudia (14) und Patrick (11) – verbringen die Ostertage 2001 gemeinsam in Vercorin. Einmal, da möchte uns Monika gastronomisch ganz besonders verwöhnen; zum Znacht. Mit Steaks, mit selbst gemachter Kräuter- butter, mit Kartoffelgratin und mit ver- schiedenen Salaten. Ganz klar, dass auch ich meinen Teil zum Gelingen dieses wunderbaren Nachtessens für neun Per- sonen beitragen will – und deshalb zwei

Flaschen feinen Weins rechtzeitig dekan- tiere.

«In fünf Minuten kann man essen!», heisst es gegen 19:15 Uhr. Ich kenne Monika. Für mich bedeutet das nichts anderes als der Marschbefehl, die Brut zusammenzu- trommeln, damit alle gleich- und recht- zeitig zu Tische sitzen. Just in diesem Moment kommt Claudia zur, Haustüre rein. «Claudia, wo sy d’Giele?», will ich wissen. «Kei Ahnig!», heisst es abschlies- send. Ein Blick auf den Spielplatz: Fehl- anzeige. In 200 Metern Entfernung hin- gegen sind einige Gestalten auf dem kleinen Karussell auszumachen. Denen muss doch nächstens schlecht werden, derart schnell lassen sie sich herum- wirbeln ... Der Griff zum Feldstecher stellt klar: Es sind Beni, Ädu und Pädu. «Die Buben sind auf dem Drehkreuz», bescheide ich Monika. «Sie sollen sofort heimkommen, sonst trocknet der Gratin aus!» – «Paaaaaaaaatrillick, äääääässel!», rufe ich ab Balkon quer durch die Landschaft, mehrmals. Ohne Erfolg (ein Wunder allerdings, hat sich nicht das halbe Dorf zum Znacht bei BoBo’s ein- gefunden, derart gut hörbar ist mein Organ). «Claudia, gang go d’Giele’ hole, bitte!» Sofort entwickelt sich eine Grund- satzdiskussion zwischen Vater und puber- tierender Tochter, weshalb und weshalb überhaupt: «Gang doch du!» Derweil nervt sich Monika (nicht unbedingt der Dis- kussion, sondern des austrocknenden Gratins wegen).

Claudia tut dann überraschenderweise doch noch wie gewünscht. Drei Minuten später fehlen bloss noch Mario, Isabelle und Manuel zum Znacht. «Ich schöpfe



bleu. Das muss damit zusammenhängen, dass ich in einem früheren Leben ein bengalischer Tiger war.» Isabelle bleibt dabei: «Das isch gruuusig!»

Dicke Luft, nicht bloss in der Küche. Eine Eskalation der Ereignisse scheint kaum mehr möglich. Augenblicke später kommt

Monika mit den beiden letzten Tellern zu uns an den Tisch: «En Guete!» – Beni schreit auf, allerdings nicht des Karussells wegen: «Ig wott no Gurkesalat!» (dabei ist der zwischenzeitlich

bereits rübis und stübis weggegessen).

Auch Isabelle meldet sich: «Dieses Fleisch kann ich nicht essen, das ist noch halbroh!» (obwohl es, für mich, optisch, wie hoffnungslos durchgebraten aussieht). Also kommt das Steak nochmals in die Pfanne, derweil Mario seiner Frau gut gemeinte Brattipps gibt, Beni noch immer nach nicht mehr vorhandenem Gurkensalat schreit (und den Kopfsalat kategorisch verweigert), Claudia sich mit Fusstritten bei ihrem Brüetsch revanchiert, Manuel sich ob seinem Sitzplatz und wegen Beni nervt und Monika sich Vorwürfe macht, ob sie nicht viel zu wenig Gurkensalat aufgetischt hat. Es richtigs Gschlegu. Friede, Freude, Osterfladen.

Noch vor dem Dessert gelingt es uns immerhin, einander zuzuprosten. Und: Keine Angst! Derartig chaotische Essen gehören bei Bo's und Bo's nicht gerade zum Standardrepertoire (sie sind aber auch nichts Aussergewöhnliches, wenn auch immer mit leicht anderer Regie) ...

jetzt den Kindern», heisst es resolut aus der Küche, «wo sind die anderen?» Ich mache mich auf die Suche. Vier Minuten später sind wir komplett am Neuner-tisch (bis auf Manuel), die Kinder längst am Fooden. In einer zweiten Schicht kommen die Erwachsenen-Steaks auf die Teller. «Mamaaa! Ig wott no Gratin!», lässt Patrick wissen. Ich komme seiner Mutter energisch zuvor: «Wart itz! Ggesch nid, dass d'Mama no am Choche isch und mir Erwachsene no gar nid ässe?» Manuel kommt herein und will unbedingt dort sitzen, wo Klein-Beni hockt. Während des Bruderzwists erhalten auch Mario und ich unsere Teller. «Beginnt schon mal, sonst wird das Essen kalt», rät uns Monika, in der Küche noch immer mit Isabelles und ihrem Teller beschäftigt. «Mama, mir isch schlächt!», sagt ein krei-debleicher Beni (das kleine Karussell lässt grüssen). Derweil traktiert Pädu seine Schwester unter dem Tisch mit Fusstritten. «Iiiiiiii, Thomas, zeig mir mal dein Steak!», ist von Isabelle zu hören. «Spinnst du? Das ist ja noch ganz roh, innen! Das ist ganz ungesund, davon kriegst du Würmer!» – «Ich liebe es aber

Ich fordere die korrekte Deklaration für alle Sandwichs!

“ Finden Sie nicht auch, dass Lebensmittel in der Regel nur ungenügend deklariert sind? Nehmen wir doch einmal eine meiner Lieblingsspeisen ein bisschen genauer unter die Lupe: Das Sandwich, benannt nach dem gleichnamigen Earl (1718–1792) und dem Förderer von Abenteurer James Cook (1728–1779), der dafür aus Dankbarkeit bei der Entdeckung der Hawaii-Inseln (mit einem Offizier an Bord, der William Bligh hiess und später auf der Bounty noch Geschichte machen sollte) diese 1777 nach seinem Förderer benannte, bevor sie 1898 wieder zu Hawaii und 1959 zum 50. Bundesstaat der USA mutierten. Haben Sie den Ursprung des Sandwichs schon einmal auf einer Packung gelesen? Ich werde es Ihnen sagen: Nein, natürlich nicht! Ich weiss auch, weshalb: Alle Anbieter von Sandwichs schämen sich dafür, schliesslich wurden die Ureinwohner Hawaiis kolonialisiert und nach westlichem Strickmuster zwangskultiviert: Schluss mit dem Baströckchen! Das allein wäre Grund genug, das Sandwich zu boykottieren! ”

Jetzt zum Sandwich à la Bo, das sich auf 30 Zentimetern Länge mit Pariserbrot, Anke, Mayonnaise, Eisbergsalat, Speck, Schinken, Tomaten, Eiern, Gurken, Maggi, Salz & Pfeffer und Aromat präsentiert, als durchaus ernst zu nehmende Hauptmahlzeit. Vergessen wir bei unserer Deklaration einmal

die genaue Herkunft der Bestandteile von Aromat und Maggi, schliesslich sind wir ja keine Bünzlis, die sich in Details verlieren. Woher kommen die übrigen Zutaten für dieses King-Size-Brötli? Und: Welche politischen und gastronomischen Konsequenzen ziehen wir daraus?

Nehmen wir den Pfeffer: Madagaskar. Ganz ehrlich: Wissen Sie, wo Madagaskar genau liegt? Oder wie sich Madagaskar korrekt schreibt? Müssen Sie für die Antwort jetzt den Publikumsjoker spielen? Wollen Sie jemanden anrufen? Ganz klar: Produkte aus Provenienzen mit einer derart unklaren Herkunftsbezeichnung gehören keinesfalls aufs Brot!

Zum Salz. Ein Freund von mir, Rodolpho Salinas, vor seinem Unfall Löwendompteur in einem Schweizer Zirkus, arbeitet heute in einer Schweizer Salzfabrik. Rüedu ist für die Beigabe von Jod ins Salz zuständig. Gegen Kropfbildung. Pro Kilogramm pack sind das jedesmal 0,001 Gramm, die Rüedu mit dem Messbecher begeben muss. Ich sage Ihnen: Dieses Jodo, wie das Dosieren von Jod im Fachjargon genannt wird, ist eine schampar anspruchsvolle Bütetz. Aber schlecht bezahlt. Mir ist die Lust auf Schweizer Salz jedenfalls gründlich versalzen worden.

Seit Ausbruch der MKS ist es um unsere Kinder geschehen: Schinken und Speck sind definitiv vom Tisch, non grata. Will heissen: Pfui. Ein Sandwich mit Schwynigem könnte ich bloss vertilgen, wenn sie es nicht merken würden – und das ist sowieso Wunschdenken (diese Spürnase

haben sie von Mama geerbt). Also lasse ich es zum Vornherein.

Womit wir bei den Tomaten angelangt wären. Wenn nicht aus Marokko (problematisch wegen der Westsahara-Frage!) oder Südspanien (problematisch wegen der schlechten Arbeitsbedingungen für die marokkanischen Arbeiter), so kommen sie zu dieser Jahreszeit sicher aus Holland. Peinlich! Wissen Sie, wer Jan van Riebeeck war? Nein, nicht Frank Rykart, der Spucker – Jan van Riebeeck. Das war jener Holländer, der 1652 Südafrika sozusagen entdeckt hat und ... zu kolonialisieren begann, bis dann Nelson Mandela aufs Parkett trat. Und Sie wollen allen Ernstes holländische Tomaten posten, die Schuld an der Apartheid tragen? Geits no? Ähnlich geht es mit den Treibhausgurken aus Belgien: Jene Fussballer haben unseren tapferen Rotweissen nämlich in einer Qualifikationsrunde einmal die Teilnahme an einer WM oder EM vermasselt. Deshalb gehören Gurken aus Belgien hierzulande

radikal vom Brot! Die sollen doch zuerst ihre flämischwallonischen Probleme lösen! Isch doch wahr ...

Anke und Mayonnaise sind aus anderen Gründen hochproblematisch. Sie wissen schon – Cholesterin und so. Und überhaupt. Vergessen Sie es!

Verbleibt sozusagen noch das Pariserbrot, bei dem nicht einmal die Zutaten aus Frankreich kommen, geschweige denn der Beck, Herr Alaygüvençi (macht übrigens köstliches Fladenbrot, Herr Alaygüvençi, aber das wiederum ist mit der Spezialität des Earls nicht kompatibel). Und mit dem übrig gebliebenen Eisbergsalat wollen Sie ein Sandwich veranstalten? Dass ich nicht lache! DAS müssen Sie mir zuerst beweisen.

Fazit: Ich persönlich finde, dass vor allem die Grossverteiler, mit ein bisschen Fantasie und gutem Willen, die Provenienzen und Hintergrund-Infos der Sandwich-Zutaten easy in einem 16-seitigen Faltprospekt zusammenfassen und damit dem mündigen Konsumenten eine kleine Lebenshilfe bieten könnten. Wer isst denn schon gerne ein Yklemmtes, ohne über die Hintergründe seines Essens Bescheid zu wissen. Sie etwa?



Tschutschu problema: Ein Tag in Kaluga, Oblinsk und Moskau

“ Es ist bekannt: Sergio De Maddalena legt sich nicht bloss für die Migros Aare im Bereich der Unternehmensentwicklung ins Zeug, der Berner fliegt regelmässig auch nach Russland, wo er in Kaluga (300 Kilometer südlich von Moskau gelegen) Manager von KMUs ausbildet, im Auftrag des Migros-Genossenschaftsbunds MGB in Zürich. Kürzlich kam er wieder von einer solchen Dienstreise zurück. Was man dabei noch wissen muss: SDM ist nicht bloss Ausbilder, er ist – privat – auch ein begnadeter Musiker. Und seine Gitarre begleitet ihn überall hin. Dieses eine Mal ausnahmsweise auch mit von der Partie: Mitglieder seiner Band, die da Melrose heisst. Nun aber zu den Facts. ”

Die vier Tage Seminausbildung sind vorbei, erfolgreich. Unmittelbar im Anschluss an seine beruflichen Qualitäten soll Sergio De Maddalena nun auch sein musikalisches Know-how unter Beweis stellen, und zwar an der Jahresversammlung der Handelskammer Kalugas, wo sich allerhand Promis eingefunden haben, unter anderem Handelskammer-Chef Malecheff, der nur Tage zuvor bei Sergej Putin zur Audienz war. Nun kommt es aber erstens anders und zweitens als SDM denkt: Vor seiner Rolle als Sänger, da soll der Mann aus Bern noch husch eine Ansprache an die Delegierten halten, von der er nichts weiss. Bevor er überhaupt zu einem «Njet!» ansetzen kann, brandet ihm tosender Applaus entgegen. Was

jetzt? Aus dem Effeff beginnt er über lernende Unternehmer zu referieren, über ihre Erfolgchancen und davon, dass jener der Sieger von morgen sein wird, der sich heute bereits intensiver und zielgerichteter als seine Konkurrenten weiterbildet. Tosender Applaus, standing ovations.

Im Anschluss an sein Referat greifen Sergio und Melrose zur Gitarre und in die Tasten. Weil aber nur gerade ein Lautsprecher so einigermaßen funktioniert, tönt alles nach einer Art grosser Blechbüchse. Grauenhaft, zumindest für Kenner des Flamenco-Rocks. Aber auch diese Herausforderung bestehen die Kollegen mit links. Nach dem Konzert (tosender Applaus zum dritten) geht es um 13:00 Uhr ab zum nächsten Gig, dieses Mal nach Oblinsk, der ehemals verbotenen, weil «Atom»-Stadt. Perestroika und Glasnost machen sowas heute möglich. Zuerst aber husch zurück nach Kaluga, wo der Chauffeur plötzlich sehr viel mehr Geld als abgemacht verlangt, weil er sonst Melrose in Kaluga stehenlässt. Sergio & Co., nicht fröh, lassen ihrerseits den Chauffeur stehen (ätsch!) und chartern kurzfristig zwei kleine Lada-Taxis für den 150 Kilometer langen Transfer. Man muss sich das bildlich vorstellen: De Maddalena und Konsorten samt Instrumenten wie Sardinen in zwei Konserven Dosen; pardon, in zwei kleinen Autölis, heading for the middle of nowhere. Um 17:00 Uhr kommen sie in Oblinsk an, in concert sollten sie bereits eine Stunde später sein. Tschou Soundcheck.

Des Stresses aber nicht genug: Wo ist denn das angeforderte Schlagzeug? Der Organisator bescheidet Sergio, dass der Vermieter samt Schlagzeug zwar um 14:00 Uhr wie abgemacht im Konzertsaal war, weil um 16:00 Uhr allerdings noch niemand da war, sei er wieder abgehauen. Samt Schlagzeug. Keine Chance, ihn jetzt noch zu erreichen. Irgendwer von den Veranstaltern kennt glücklicher- und zufälligerweise jemanden, der so ein Ding hat – und der wohnt nur 400 Meter entfernt. Dummerweise liegt aber zwischen Schlagzeug und Konzerthalle öpfe 70 Zentimeter Neuschnee. Und so stapfen Sergio und Melrose zu viert wie weiland The Beatles im Film «Help!» durch den Schnee. Was für ein Bild dann auf dem Retourweg – jeder mit Trommel und Pfannendeckel hoch über den Köpfen ... Das Konzert wird zu einem Riesenerfolg (trotz des Umstandes, dass die Anlage zeitweise aussteigt und Melrose sozusagen unplugged spielen müssen), mit Teenies, die nach Autogrammen schreien, mit einem Regional-TV, das einen grösseren Beitrag ausstrahlt und Melrose zu Stars hochstilisiert.

Die Bandmitglieder ihrerseits müssen weiter nach Moskau, wo sie dann endlich um 02:00 Uhr eintreffen – und zwar auf dem legendären Roten Platz, der um

diese Zeit nicht sehr bevölkert ist. Einer unserer Schweizer will sich in der Kälte eine Zigi anzünden, als ihm ein Soldat dies verbietet: No smoking! Selbstlos anbietet sich der Offizielle jedoch zu einem inoffiziellen Rundgang zu einem nächtlichen Friedhofsbesuch. Unsere Eidgenossen lassen sich die Sache nicht nehmen und schreiten gemeinsam die letzten Ruhestätten von ehemaligen Sowjetgrössen wie Breznjew, Gromyko oder Tchernjenko ab. Zehn Minuten kosten dann 25 US-Dollar, in bar zu bezahlen, ohne Quittung. Kein schlechter Stundenlohn, wenn man weiss, dass eine Verkäuferin umgerechnet 50 Dollar verdient. Im Monat.



Von Robbenjägern, FKK'lern und Monsieur 100'000 Volt ...

„**Interessant, wie dann und wann das Langzeitgedächtnis aktiviert wird: Unser Herr Sohn geht auf Schulreise, zu den Giessbachfällen. Bei dieser Gelegenheit bekommt das Trüppchen auch das gleichnamige Hotel zu Gesicht. Und hört von einem gewissen Franz Weber, der seinerzeit Retter in der Hotel-Not war. «Kennsch du dr Franz Weber?», will Pädu wissen. Zufälligerweise tue ich das. Und mit dem Stichwort «Franz Weber», da kommt mir eine der verrücktesten Geschäftsreisen in den Sinn, die ich seinerzeit bei Hotelplan als Mitarbeiter der Abteilung «Spezialreisen» gemacht habe.**“

Drehen Sie das Rad der Zeit um ungefähr 25 Jahre zurück, in eine Zeit, da Brigitte Bardot und Franz Weber die Welt auf die unsinnige Robbenschlächterei in Norwegen und in Kanada aufmerksam machen. Franz Weber hat eine nach eigener Einschätzung einleuchtende Idee: Die Robbenjäger verzichten auf die Jägerei, dafür bauen wir Europäer ihnen eine alternative Verdienstmöglichkeit auf: Den Sommer-tourismus. Hotelplan erklärt sich bereit, einen ersten Versuch zu wagen, mit Schweizer Touristen, natürlich vorausgesetzt, die Robbenjäger auf den Magdalenen-Inseln im Sankt-Lorenz-Strom machen bei der Sache mit. Und das soll ausgerechnet ich herausfinden, der ich bisher nur mit Plüsch-Robben mit dem Steiff-Knopf im Ohr zu tun hatte. Henusode, nach Zwischenhalten in weltbekannteren Ortschaften wie Montreal,

Gaspé und Mont Joli lande ich Ende Sommer mit einer Kleinst-Propellermaschine auf einer der sieben Inseln, die sich in ihrer Gesamtheit Iles de la Madeleine nennen. Und obwohl der französische Sprache durchaus mächtig, da verstehe ich ob dem Inseldialekt der Madelinots bloss Bahnhof. Umgekehrt auch, so scheint es emel. Pas de chance, irgendöppis zu vestehen. Afrö. Wobei durchaus drinliegt, dass mich meine Gesprächspartner gar nicht verstehen wollen. Ergo schlagè ich mich mit Englisch durch, bekomme allerdings rassic mit, dass die Robbenjäger zuvorkommenderweise sowohl den Fünfer als auch das Weggli wollen, nämlich Tourismus und Robbenjägerei. Und der gutgläubige Hotelplan soll dazu noch Hand bieten? Geits no? Kommt doch überhaupt nicht in Frage, weshalb ich die Übung nach einigen Gesprächen mit unmissverständlichen Aussagen der Robbenschlächter vorzeitig abbreche, obwohl die Inseln mit ihrem Cachet einmalig und im Sommer ein wirkliches Erlebnis für Touristen wären. Völlig frustriert ob dieser Nullnummer fliege ich nach bloss drei Tagen Aufenthalt in Richtung New York ab.

Nächste Station: Die Karibik, wo ich für meinen Boss – resp. für spätere Hotelplan-Gäste – nach FKK-Angeboten Ausschau halten soll. Weil in NYC aufgewachsen, beschliesse ich in meinem Frust, den Tag privat im «Big Apple» zu verbringen und erst anderntags nach Guadeloupe und auf andere Inseln zu fliegen. Olivia Newton-John und John Travolta nehmen sich meines Gemütszustandes an: «Grease» läuft hier erst seit wenigen Tagen in den Kinos. Gleich dreimal nach-



einander (...) schaue ich mir den Streifen an, baue mich mental wieder auf. Anyway: The day after geht es weiter nach Pointe-à-Pitre – und von da aus auf andere kleine Inseln, wo Nacktbaden Trumpf sein soll. Aus einer früheren Kurzstory wissen Sie es möglicherweise noch: Höhepunkt bei meinen FKK-Erkundigungen ist sicher der Moment, da Bo – wie Gott ihn schuf – mit dem Aktenkoffer in der Hand dem FKK-Strand nahe des Club Med auf Guadeloupe entlangläuft. Ich darf es Ihnen verraten: Auf die Publikation einer dieser Momentaufnahmen haben wir im späteren Hotelplan-FKK-Katalog dann allerdings verzichtet ...

Inselhüpfen ist angesagt: Unter anderem nach Les Saintes und nach Saint-Barthélemy, letzteres auch als St. Barts bekannt. Dort miete ich zur Erkundung der Insel einen kleinen Jeep, einen offenen. Am Nachmittag halte ich an einer Kreuzung, obwohl weit und breit kein Auto in Sicht ist. Ein nachfolgender Fahrer sieht die Sache nicht so eng und tütscht mir mit seinem Jeep klassisch ins Fudi. Bo steigt aus, schreitet zum Unfallverursacher: «Merde! Vous ne pouvez pas faire attention, können Sie nicht

aufpassen?» – «Pardon, je m'excuse, je n'ai pas fait attention ...», kommt retour. Soso, «man» hat einfach nicht aufgepasst. Sie werden sich allerdings vorstellen können, wie gross meine Augen werden, als ich den Fahrer als Gilbert Bécaud alias Monsieur 100'000 Volt identifiziere ... Wie auch immer: Per Zufall logieren wir im gleichen Hotel, verbringen zu zweit einen wunderbaren Abend, bei Tischtennis und Cognac (in besagter Reihenfolge). Der Ärger mit den Robbenjägern ist vergessen.

Weil damals in Kloten wohnhaft (unmittelbar in der Anflugsschneise der inzwischen berüchtigten Piste 28), hocke ich zwei Tage später bereits eine halbe Stunde nach der Landung in Zürich in der Badewanne, total relaxed. Wuuunderbaaar. Plötzlich klingelt das Telefon. He, hallo! Wer weiss denn schon, dass ich zu Hause bin, morgens um 09:30 Uhr? Doch höchstens mein damaliger Chef. Und siehe da – er ist es auch: «Hör mal Borni, du brauchst gar nicht erst gross auspacken, du fliegst heute gleich nach Israel weiter, wegen eines künftigen Programms für Taucherferien. Es ist alles organisiert, die Dokumente liegen am EL-AL-Schalter bereit, aber du musst dich beeilen, bei EL-AL-Flügen muss man drei Stunden vorher einchecken ...» Als ob ich das nicht auch selber wüsste. «Moment mal, Kurt, stopp. Ich tauche selber nicht, habe zero Ahnung, worauf es da ankommt.» – «Das spielt in diesem Fall keine Rolle, in Eilat und Ophira (dem heutigen Sharm-El-Sheik) triffst du auf Profis. Sie wissen Bescheid und sind avisiert, dass du kommst. Im Übrigen habe ich dir ein Taucherbuch für Anfänger zu den Reiseunterlagen gelegt. E guete Flug!» It's as easy as that. Shalom.

Geezättässzätt

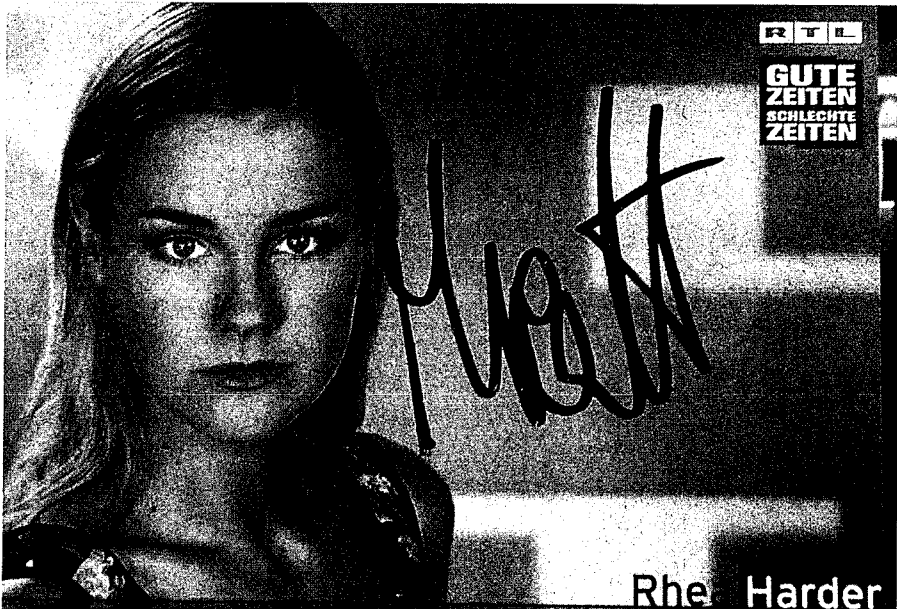
“ Endet die Hauptausgabe der Tagesschau von Fernsehen DRS bei Ihnen zu Hause werktags auch immer um 19:47 Uhr, noch vor den Wetterprognosen von Vögele? Nicht? Ja nun, dann können Sie sich das Weiterlesen glätt ersparen, weil Sie nichts von alledem, was jetzt folgt, verstehen werden, rein gar nichts. Oder sagt Ihnen die Abkürzung GZSZ etwas? Eben. Alle anderen Leidensgenossen hingegen – ich schätze, eine Mehrheit der Leserinnen und Leser zwischen 40 und 55 mit eigener Jungbrut – wissen Bescheid und sind herzlich eingeladen, von den Sorgen und Nöten eines Vaters zu lesen, der nie weiss, wie das Wetter am nächsten Tag wird. ”

Flo mag ich. Nicht bloss, weil sich ihr Name mit meinem Kürzel reimt, sondern weil man bei ihr wenigstens weiss, woran man(n) ist. Eigentlich heisst Flo bei GZSZ ja richtig Florentine Spiradelli di Montalban. Aber von ihrer adeligen Abstammung hält sie derart wenig, dass sie es vor kurzem sogar abgelehnt hat, Nachfolgerin ihres kranken Vaters und somit eine echte Fürstin zu werden (in der 2'130. Folge dieser unendlichen Geschichte, als Dr. Gerner vom steuerlosen Schiff, welches Moritz wiederum von Xenia und Chris ausgeliehen hatte, einem angeblich echten Fabergé-Ei nachgesprungen ist, das Marie wutentbrannt in die Weite der Ostsee geworfen hat, weil Gerner, allerdings irrtümlicherweise, Diesel in den Frischwassertank des Kahns geleert hatte). Flo ist eine Art ruhender Pol bei GZSZ, ein Anker, wie es Neudeutsch

heisst, ein Anker. Mit Männern allerdings hat sie immer öpfe Pech: Ein Jahr lang nur war sie mit Andy verheiratet (Hochzeit in der Jubiläums-Sendung 1'500), trennte sich dann aber von ihm, um bei Jan Trost zu finden, derweil sich Andy in seiner Verzweiflung in die Fänge einer Sekte («Ring der Welt») warf, bis zum Moment, da Flo merkte, dass sie Andy noch immer liebte und zu ihm zurückkehren wollte. Zu spät, denn Sektenführer Dannecker hatte Andy bereits schleichend zu vergiften begonnen (Andys Schlusszene bei GZSZ ist in der Folge 1'922 nachzusehen). Und auch Martin hat Flo erst vor wenigen Folgen schampar enttäuscht. Näheres dazu auch in Flo's Tagebuch (ISBN 3-89748-164-2).

Szenenwechsel. Erinnern Sie sich noch an die Fotoromanza über Jugendliche, die die «Aemme-Zytig» und die «Grauholz-Post» vor etwas mehr als drei Jahren Woche für Woche veröffentlicht haben? Nun, da spielte auch eine gewisse Brigitte Böhlen als Sarah mit. Sarah, pardon, Brigitte arbeitet heute bei einem Burgdorfer Tagblatt und hatte letztes Jahr die Gelegenheit, eine Komparsenrolle bei GZSZ zu spielen. Brigittes Heldentat war aber – für unsere Claudia – weniger der eigentliche TV-Auftritt, sondern die Tatsache, dass Brigitte unserer Tochter sämtliche Fan-Postkarten der GZSZ-Hauptdarstellerinnen und -darsteller mit der Originalunterschrift mit nach Hause brachte. Diese Karten haben bei GZSZ-Fans ungefähr den gleichen Stellenwert wie eine Meu- oder Aerodactyl-Karte bei der Pokémon-Glaubensgemeinschaft, zu der sich wiederum unser Patrick zählt.

GZSZ ist, vom Marketing her, absolut genial aufgemacht, gar keine Widerrede.



Da können «Unter uns», «Verbotene Liebe» (inzwischen auch bald bei Folge 1'500 angelangt), «Marienhof» oder «Sabrina, total verhext» (ich liebe Salem!) glatt ein- und zusammenpacken. Fast keine Woche vergeht, in der nicht ein neues Buch oder eine neue CD-ROM oder ein neuer Kalender oder neue Agenden und Foto- oder Tagebücher zur Serie das Taschengeld der Teenies wie den Schnee an der Sonne schmelzen lassen. Vom offiziellen GZSZ-Monatsmagazin und den bisher 27 CDs ganz zu schweigen ...

einen Mann im Griff hat, derweil Daniel und Elisabeth einander zum dritten oder vierten Mal geheiratet haben werden. Die Meute wird sich auch weiterhin im «Fasan», der Dr. Gerner gehört, und im «Daniels» treffen und streiten. Einzige wirklich Unbekannte: Wer trifft als nächster Gaststar – in Folge 2'500? – nach Thomas Gottschalk oder Bundeskanzler Gerhard Schröder in GZSZ auf? J.R. Ewing vielleicht, als reicher Öl-Onkel der bisher eher glücklosen Charlotte?

Hört, hört: Ich will Ihnen jetzt verraten, weshalb ich (in den Achtzigern ein «Dallas»-Fan durch und durch ...) GZSZ als Serie schätze. Da kann man nämlich locker zwanzig Folgen verpassen und kommt dennoch spätestens nach zehn Minuten wieder mit: Marie und Kai, seit Urzeiten zusammen, werden auch dannzumal miteinander gehen, ohne dass sie allerdings miteinander gedingst hätten (na, Sie wissen schon). Flo wird feststellen, dass sie eher ihre Nikon denn ihre Gefühle für

Wie auch immer: Hier ein vermuteter Update auf den Sommer 2003, wie die Sache laufen könnte: Flo ist, nach einem Flugzeugabsturz, in der Wüste verschollen – Sonja hat sie gar für tot erklären lassen. Ich schätze, dass sie dennoch wieder bei GZSZ auftauchen wird, und sei es bloss als Geist. Denn: was Bobby Ewing konnte, das ist für Flo doch ein Kinderspiel.

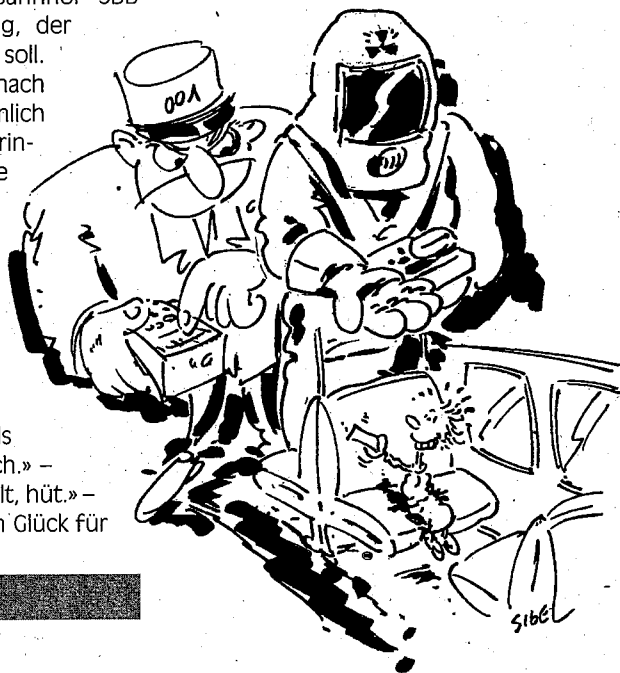
Schönbühl SBB – Burgdorf SBB – Olten SBB – Basel SBB – Colmar SNCF

“ Christine Etter ist für mich so etwas wie eine Respektsperson. Fast auf den Tag genau vor 16 Jahren, als ich meinen ersten Arbeitstag bei der Migros hatte, da führte sie, als Mitarbeiterin der Personalabteilung, alle Neulinge, die ihren allerersten Arbeitstag in Schönbühl hatten, sozusagen in die Geheimnisse der Firma ein. Genial, worüber sie alles Bescheid wusste! Szenenwechsel: Kurz vor Weihnachten war Chrige Etter unterwegs. Nach Colmar. An den Weihnachtsmarkt. Aber lesen Sie selber das Protokoll ihres Abenteuers zwischen Schönbühl SBB und Burgdorf SBB. ”

Samstagmorgen, kurz nach sieben Uhr. Es ist noch dunkel. Und es ist kalt. Christine Etter wartet, beim Bahnhof SBB in Schönbühl auf den Zug, der sie nach Colmar bringen soll. Oder vorerst einmal bis nach Burgdorf. Dort gilt es nämlich umzusteigen auf den Zubringer nach Olten, wo unsere Frankreich-Reisende nochmals den Zug wechseln muss, bis nach Basel, bevor es nach einem neuerlichen Umsteigen dann aber schnurstracks nach Colmar lösgeht. Eine andere Frau steht ebenfalls auf dem Perron. «Grüessech.» – «Grüessech.» – «Isch das chalt, hüt.» – «Ja, es isch chalt, hüt.» Zum Glück für

die beiden Wartenden beendet der ein-fahrende Zug die Stille des Augenblicks.

Hoppla! Etwas ganz, ganz Wichtiges hätte ich beinahe zu erzählen vergessen: Christine Etter ist alles andere als eine geübte Bahnfahrerin, ja nicht einmal ein Halbtax-abo hat sie gelöst, was aber wiederum bei der häufigen Nichtbenützung der SBB durchaus Sinn macht (Sie können noch folgen?). Die Lok zieht Wagen, die Christine Etter vom Outlook her noch nie gesehen hat; unbekanntem Ursprungs, sozusagen. Die andere Dame steigt bei der rechten Türe zu; dort, wo am Bahnwagen die Zigarette deutlich mit Rotstift durchgestrichen ist. Christine Etter hingegen, eine begeisterte Raucherin, benutzt den Eingang für Rau-



chende. 07:08 Uhr. Le train se met en marche, en direction de Colmar – der Zug marschiert los.

Nach einer Weile tauchen zwei Herren auf, offenbar Offizielle. In den Händen tragen sie Geräte, die wie Geigerzähler aussehen. Weil Mühleberg, erstens, bis zum Gegenbeweis nachweislich ungefährlich ist, Tschernobyl, zweitens, neuerdings nicht mehr am Netz hängt wie ein Preisboxer in den Seilen, und, drittens, die beiden Herren weder Schutzanzüge noch Atemschutzgeräte tragen, lässt sich vermuten, dass die Kästchen einen anderen Zweck erfüllen. Nur: Welchen?

«Alle Billette vorweisen, bitte!» Christine Etter tut wie befohlen und streckt dem einen Zugsbegleiter des Regionalverkehrs Mittelland RM ihren käuflich erworbenen Fahrausweis zweiter Klasse entgegen. «Du, chumm emau», bemerkt der Kondüktör stirnerunzelnd zu seinem Kollegen, «lueg emau das a.» – «Sitze ig öppe im falsche Zug?», will unsere bahnumerfahrene Christine Etter wissen. «Neinei, gueti Frou, aber im falsche Abteil. Das hie isch erschti Klass.» Und siehe da – ein gelbes Infotäfelchen oberhalb des Abteils, von Christine Etter unbeachtet, gibt gleich den Tarif für erstklassige Schwarzfahrerinnen durch: 60 Stutz Busse. Plus die Kosten für den Klassenwechsel. Christine Etter versucht sich zu erklären und legt zu einer Art Plädoyer los. Umsonsten. Der Richter und sein Henker haben den Schuldspruch bereits gefällt. Während der Jüngere von beiden (Zitat Chrige Etter: «Ja isch scho rächt gsi, dä macht sy Wäg bi dr Äräm scho no ...») sich am mitgeführten Gerät zu schaffen macht und versucht, den Betrag des Klassenwechsels Schönbühl SBB – Burgdorf SBB, einfache Fahrt, ohne Halbtaxabo, auszu-

rechnen und auszudrucken, zückt der etwas Ältere seinen Bussenblock. Für Christine Etter gibt es definitiv kein Entinnen mehr.

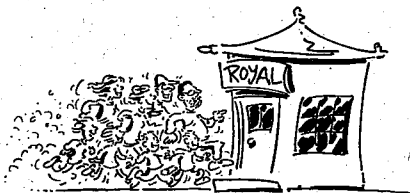
Christine Etter muss ihren Pass zeigen. Der Beamte blättert darin; vor allem der hintere Teil scheint ihn zu interessieren, dort, wo die vielen Stempel aus aller Herren Ländern zu sehen sind. Nun ja. Was nicht im Pass steht, wird nadisna erfragt. Nach einer Weile meint Christine Etter sec: «Und meine Grossmutter väterlicherseits hiess Marie mit Vornamen.» – «Das brauchen wir nicht.» Soso. Christine Etter nimmt nochmals einen Anlauf in Sachen Selbstverteidigung, outet sich – pfui, pfui – als Nichtbahnfahrerin. Die Replik ist klar. «Da chönnt ja jedi cho ...» In der Zwischenzeit nähert sich der Zug dem Bahnhof Burgdorf. Kollega 002, besser gesagt, sein tragbarer Glücksspielautomat, hat die Differenz des Klassenwechsels noch immer nicht errechnet. Agent 001 meint es aber gut mit Christine Etter: «Wir werden Sie nur mit 20 Franken büssen», lässt er freundlich verlauten. Wäre Christine Etter respektlos, was sie ja nicht ist, würde sie sich sicher in einem orientalischen Bazar wähen. Salaam! In letzter Sekunde spuckt der einarmige Bandit doch noch ein Zettelchen aus. Der Klassenwechsel kostet Fr. 4.50. Christine Etter, langsam, aber sicher in Eile und in Sorge, den Anschluss in Burgdorf zu verpassen, streckt dem Mann einen Fünfliber hin: «Das isch scho rächt eso, dr Räscht isch Trinkgäld, ig mues itz ga!» Der Beamte besteht darauf, Christine Etter das Füzgi zu retourneren. In der Schweiz hat eben alles seine Ordnung. Beamte nehmen kein Bakschisch. Schliesslich sind wir ja nicht auf einem orientalischen Bazar.

Liberté, fraternité, égalité, paix, joie et tarte aux œufs ...

“ Dass man Schweizer ist, oder aber als Ausländer schon (zu?) lange in der Schweiz lebt und sich langsam, aber sicher an Sachen gewöhnt, die sich eigentlich nicht gehören, das merkt man – unter anderem – daran, dass es nicht störend wirkt, wenn chinesisches Essen in den hiesigen Restaurants teurer ist als die so genannte Gourmetcuisine, und es auch nichts Aussergewöhnliches ist, dass beim Chinesen ein Teilen-Sohn das Zepter führt, vornehmlich europäisches Personal beschäftigt und lediglich der Tamile in der Küche dem Lokal etwas halbwegs Asiatisches verleiht. ”

Bootsferien sind 2001 angesagt, auf der Saône, wie bereits 2000. Ausgangspunkt ist auch heuer Saint-Jean-de-Losne. Alles also wie gehabt und wie in der letzten Ferienlektüre, «10», auf den Seiten 186–191 beschrieben? Beinahe: Dieses Jahr sind wir nämlich mit Lüthis unterwegs. Auch wieder mit zwei Schiffen. Auch wieder bestens beraten von Marina Travel in Bern. Als wir in Saint-Jean-de-Losne ankommen, da verbleibt uns bis zur Schiffsübergabe um 16:00 Uhr noch genug Zeit für ein Zmittag, auch wenn es bereits 14:00 Uhr ist.

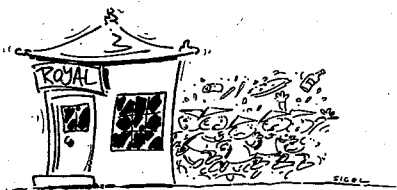
«Nein», meint meine Monika abschliessend, «ins gleiche Restaurant wie letztes Jahr gehen wir nicht mehr, schliesslich waren wir damals nicht zufrieden.» Also suchen wir im kleinen Städtchen nach Alternativen. Und bald einmal stehen wir



vor dem «Royal», das chinesisches Spezialitäten anbietet. Als wir reinschauen, da merken wir, dass die Tische allesamt unbesetzt sind, obwohl an der Türe unübersehbar das Schild «Ouvert» hängt. «Isch das itz äch es guets oder es schlächts Zeiche?», fragt Monika Lüthi. Wer weiss das schon? Nach eingehendem Studium der Speisekarte im Schau-fenster entschliessen wir uns, das «Royal» mit unserer Anwesenheit zu beehren. Drinnen werden wir von einer kleinen Armada von Chinesen erwartet. «Pörschurl!» – «Bonjoull!» Qual der Wahl: An welchen Tisch wollen wir uns setzen? Pädu und Leandro möchten ans Fenster, Claudia und Sabrina in eine Ecke, wir vier Erwachsenen vor allem an einen nicht vorhandenen Achtertisch, die Frauen eher dort, die Herren eher da. Lü's und Bo's live, sozusagen als kleine Kostprobe für das Personal. Nach einigem Palaver schiebt ein Kellner zwei Vierertische in der Mitte des Raums zusammen, im Sinne des helvetischen Kompromisses. Ich würde zu gerne wissen, was die Serverinnen am Buffet jetzt miteinander tuscheln ... Eine Minute später erhalten wir die Speisekarten, womit die nächste Diskussionsrunde unausweichlich wird.

«Mama, hei die hie kener Springrolls? Und überhaupt, werum isch das alles uf Französisch gschriben, da verschteit me ja gar nüt!», motzt Claudia darauflos. Leandro seinerseits hockt mit verschränkten

Armen und finsterner Miene da, weil ihm öppis nicht passt (vermutlich die Lage des Tisches), Pädu will Teigwaren, Sabrina ist noch unentschlossen – und wir Erwachsenen erst recht. Der Kellner nimmt einen ersten, allerdings vergeblichen Anlauf, eine Bestellung aufzunehmen: «Pardon, wir sind noch nicht ganz soweit. Lassen Sie uns noch eine Minute Zeit?» Derweil bedrängen mich die lieben Kleinen gleichzeitig mit ihren Fragen nach Frühlingsrollen, nach Teigwaren, nach Crevetten, nach Salat und weiss-nicht-noch-was-alles. «Gopf, chöit dr nid schnäll alli ruehig sy, damit ig mit em Chällner cha rede? Eso verschteit me ja nid emau sys egete Wort!», mahne ich zur Ordnung. «Pas de problème», meint der Kellner, «nehmen Sie sich ruhig Zeit.»



Weil der Mann offensichtlich ein Time-Out braucht, kommt eine Kollegin, um schon mal die Getränkebestellung aufzunehmen, wohl in der Annahme, das werde einfacher ... Wir bestellen Mineralwasser. «Perrier?», kommt als Frage retour. Und schon beginnt die erste Diskussionsrunde: Muss es Perrier sein? Die hatten doch mal ein Problem mit unreinigten Flaschen ... Ich erkundige mich nach Badoit, Monika Lü nach stillem Wasser ohne Kohlensäure und Monika Bo nach Literflaschen, ganz gleich welcher Marke. Selbstverständlich alle auf einmal. Dann geht es um den Wein. Als Tischwein ist Weissler und Rosé aufgeführt. Wir aber wollen Roten. Ist das möglich? Die Kellnerin, bereits leicht wachsig im Gesicht, fragt nach. Derweil prügeln Buben und Mädchen verbal aufeinander ein. Item:

Roter ist okay. Was aber für die Kids? «Frag d'Frou, öb si Sinalco het!», befiehlt Pädu. «Pardon, mon fils demande, si vous avez du Sinalco?» Die Arme schaut mich ratlos an: «Sin... quoi?» – «Nei, Pädu, si hei hie kes Sinalco.» Unser Herr Sohn besteht aber darauf. Derweil geben die drei anderen Kinder ihre Bestellungen auf, direkt an mir vorbei. Mir ist, als ob die Kellnerin demnächst ihr Blöckli aufschiesen wird. Ich versuche, die Situation auf die Humorvolle zu entspannen: «Wissen Sie, wir sind immer so, nicht bloss heute und hier. In der Schweiz haben wir in gewissen Restaurants sogar Hausverbot, wirklich!» Bis heute ist mir nicht klar, ob sie das für bare Münze genommen hat. Item: Die Kellnerin verschwindet nach Bestellungseingang hinter dem Buffet. Mir ist, als ob sie Sekunden später backstage von zwei Kollegen auf einer Bahre weggetragen wird. Kann aber sein, dass ich mich irre.

Runde 3 wird wieder vom Kellner von vorhin bestritten. Claudia: «Du kannst ihm sagen, ich möchte genau die gleiche Sorte von Frühlingsrollen, wie ich sie einmal im Florida hatte, keine anderen!» Ich erspare dem Mann die Frage ... Den Schlusspunkt dieser Runde setzt Leandro, als er draussen eine digitale Temperaturanzeige sieht, die 24 Grad angibt: «Hier in Frankreich muss man alles durch vier teilen, also ist es sechs Grad warm.» Nicht ganz, mein lieber Leandro, nicht ganz, nur den Umrechnungskurs zum französischen Franc dividiert man durch 4.

PS: Falls es Sie interessiert – wir haben extrem gut gegessen. Für 638 FF. Geteilt durch vier.

Kennen Sie Chuck Knoblauch, Scott Brosius und Marco Haas?

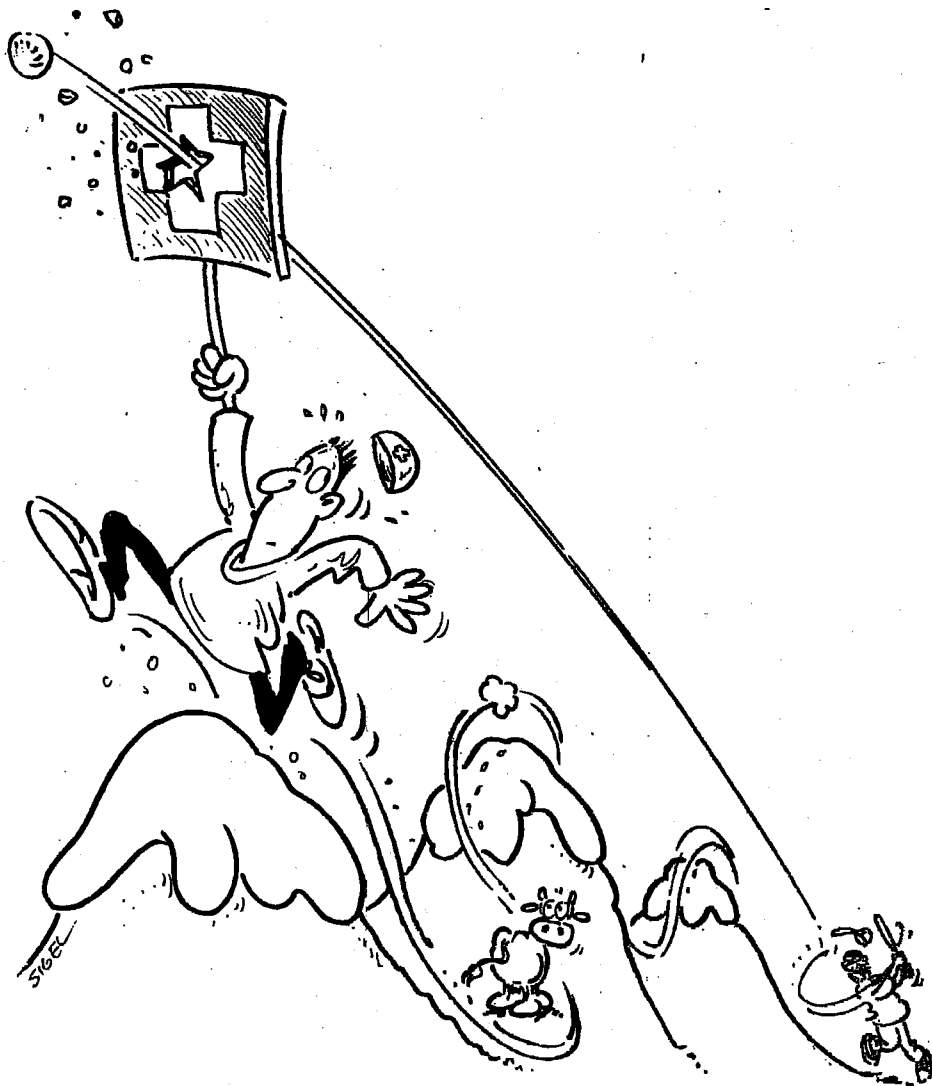
“ Daniel Meier schreibt geniale Kolumnen für mehrere Zeitungen, in denen auch ich meine Realsatiren unterbringe. Der Mann – wir beide kennen uns bestens – kann in wenigen Worten seinen Finger sehr pointiert auf nur allzu Menschliches legen. Nur von einem, da hat der Me(st)er null Ahnung. Von Baseball. Nach einem New-York-Aufenthalt, da hat er die Yankees durch den Gaggo gezogen. Very funny. Ausgerechnet jene Yankees, deren grösster Fan ich seit Mitte der Fünfziger bin, als ich in NY aufwuchs und als Kid Baseball spielte (was ich heute ab und zu mit unseren Kindern noch tue). ”

Wenn auch Sie glauben, Baseball sei mit Brenn- oder Schlagball zu vergleichen, dann bewegen Sie sich ungefähr auf dem Niveau von Dani Meier. Also: Bitte umblättern, hier haben Sie nichts mehr verloren – selbst auf die Gefahr hin, dass die nachfolgenden Zeilen deshalb ungelesen bleiben. Sogar in Bern gibt es nämlich ein Baseball-Team; die Cardinals, mit der gleichnamigen Bierbrauerei weder verwandt noch verschwägert. Und auch nicht gesponsort.

Just diese Cardinals spielten vor zwei Wochen auf der Berner Allmend gegen die Truck Stars aus Dulliken. Und dieses Game wollte ich mitverfolgen, um Ihnen darüber Bericht zu erstatten. Etwas müssen Sie wissen: Ich tat bei Fragen an die Aktiven und Offiziellen so, als hätte ich von Baseball öpfe soviel Ahnung wie der Meier: Keine.

Vor zwei Wochen, da fand im Raum Allmend/Wankdorf auch der Grand Prix statt. Was für eine Kulisse für das Spiel der Cardinals gegen die Truck Stars! Hunderte von Läuferinnen und Läufern verkürzten sich die Wartezeit vor dem Start bei einem Besuch des Spiels. Apropos: Wie schwer es Tells Söhne beim Spiel mit dem Hartball haben, steht zum Beispiel im Klubheft des Black-Night-Baseballclubs Wettingen zu lesen: «Schweizer Baseball ist eigentlich viel schwieriger als amerikanisches. Die Pitcher (die Werfer, Bo-Anmerkung) müssen oft ohne Wurfhügel auskommen, die Outfielder (jene, die hinten im Feld die zum Teil hochgeschlagenen Bälle direkt aus der Luft zu fangen versuchen) Flutlichtmasten ausweichen und die Batter (die Schläger) rennen krummen Linien entlang (die sie von einer zur nächsten Base, führen sollen).»

Kleine Baseball-Regelkunde für Sie, grob zusammengefasst: Zwei Teams spielen jeweils neun Durchgänge (Innings genannt) gegeneinander. Ein Inning geht so: Eine Mannschaft steht im Feld – Werfer in der Mitte, der Fänger beim Schlagpunkt, der Rest des Teams, schön aufgeteilt, bei den drei Bases (beim Brennball jeweils mit Turnmatten markiert) und im Feld draussen. Kommt ein Batter des Gegners an die Reihe, versucht er den Baseball so zu schlagen, dass er möglichst weit rennen kann, bevor der Ball von der Feld-Mannschaft zu einem Base zurückgeworfen wird. Schlägt er derart stark, dass der Ball ins Publikum fliegt, dann kann er alle drei Bases ungehindert passieren und zum Ausgangspunkt zurückkehren (Home-



run). Pro «Heimkehrenden» gibt es einen Punkt. Kommt der Schläger beispielsweise aber nur bis zum ersten Base, dann kann er darauf hoffen, dass der nachfolgende Schläger so gut schlägt, dass beide weiterrennen und auf ein nächstes Base kommen. Der Werfer seinerseits (Sie können noch folgen?) versucht eben so zu schießen, dass der Schläger den Ball nicht richtig oder

gar nicht erwischt. Darüber entscheidet der Schiri, der unmittelbar hinter dem Fänger (Catcher) steht. Sagt ein Schläger dreimal, ist er «out!». Sind drei Schläger innerhalb eines Innings ausgezählt, werden die Seiten getauscht, kommt die Feldmannschaft zum Schlagen. Ich

hoffe, hiermit seien alle Klarheiten beseitigt.

Bei den Yankees (www.yankees.com) heissen die Cracks Roger Clemens, Scott Brosius, Chuck Knoblauch, Paul O'Neill oder Jorge Posada. Jeder verdient pro Saison weit, weit über eine Million Dollar. Bei den Cardinals (www.cardinalsbern.ch) tragen die Stars Namen wie Marco Haas, Raphael Hänzi, Beni Lehmann, Severin Fries oder Manuel Sammet – und sie verdienen vermutlich unter einer Million Franken pro Saison.

14:00 Uhr: Das Spiel beginnt. Die Cardinals stehen im Feld, die Truck Stars schlagen. Der Berner Werfer muss ein Adelliger sein, denn nach fast jedem Wurf schreit sein Betreuer mit der Rückennummer 21 ihm zu: «Nume no settigi, Sir Beyeler, zmitzt i d'Chuchi! Geil!» Der nächste Wurf misslingt Sir Beyeler, der Schläger trifft, allerdings nicht ganz wie vorgesehen: Der Ball fliegt mit einem Affenzahn seitlich ins Publikum, direkt ans Schienbein eines GP-Läufers, der noch Minuten später herumhumpelt. Out! Ihren ersten Durchgang beenden die Truck Stars mit vier RBIs, das gibt vier Punkte. Jetzt kommen die Berner Schläger an die Reihe. Derweil unterhalte ich mich mit einem verletzten Cardinal, der seine Mannschaft mit Video filmt. Der Mann gibt fachkundig Auskunft, obwohl ich ihn mit der Fragerei à la Meier gehörig nerven muss («Weshalb rennt jetzt der dort hinten plötzlich los?»).

Der anstrengendste Job beim Baseball ist jener des Pitchers, weil er die Bälle zentimetergenau dem Catcher zuwerfen sollte, ohne dass der Batter des Gegenteams das Ding erwischen kann.

So ist es denn nicht erstaunlich, dass sich innerhalb eines Spiels in den USA meistens mehrere Pitcher die Aufgabe teilen, bevor ihr Wurfarm flügelahm wird. Merke: Je präziser Pitcher pitchen, desto kürzer das Inning für den Gegner. Die Yankees haben deshalb allein elf Pitcher im Sortiment. Nicht so die Cardinals (mit Sir Beyeler) oder die Truck Stars. Bei den Solothurnern scheint der Coach aus Personalangel sogar himself werfen zu müssen. Nach einer Viertelstunde merkt man ihm die Anstrengung an, er schießt, als gehe es um Softball – ein Berner Batter nach dem anderen trifft. Und trifft. Und trifft. Und trifft.

Ein Baseballspiel mit neun Innings dauert in Amerika ungefähr drei Stunden; im Allgemeinen werden von den beiden Teams total zwischen 10 und 20 Runs heimgeschlagen. Zurück nach Bern: Nach 50 Minuten (endlich ...) ist das erste Inning zwischen den Cardinals und den Truck Stars zu Ende. Die Cardinals führen bereits mit 12:4. Wie mir Coach Chuck Vail am nächsten Tag mitteilt, steht es zum Schluss 27:7, für die Cardinals. Merke: Zum Glück dauert ein Baseballspiel in der Schweiz keine neun Innings, sondern endet automatisch, wenn das eine Team 20 Punkte Vorsprung hat.

Übrigens: Die Cardinals wurden 2001 erstmals Schweizer Baseballmeister. Congratulations! Und was sich im Oktober 2001 in New York bei den Finalspielen #4 und #5 zwischen den Yankees und den Diamondheads aus Arizona abgespielt hat, das lässt sich in Worten schlicht nicht beschreiben; das sind Momente im Sport, wie ich sie in meinem Leben auch nur annähernd vorher noch nie erlebt hatte. Schade, haben das alle Schweizer Medien samt und sonders ... verpasst.

«Tut mir Leid. Ist besetzt für Gruppe aus Schweiz ...»

“Das habe ich noch in keiner Geschichte gelesen», meinte ein Bekannter neulich, lachend, als ich ihm von meiner Zeit bei Hotelplan erzählt habe, besser gesagt, von Episödden aus der Zeit, da ich in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre sporadisch als Reiseleiter unterwegs war. Und da war eben dieser eine Einsatz an Ostern – es muss 1977 oder 1978 gewesen sein – in Prag, wo ich relativ rasch realisierte, wie man sich damals erfolgreich durch den hehren Kommunismus und seine weniger hehren Apparatschicks wursteln konnte. ☹

120 Leute hatten mit Hotelplan einen Ostern-Katzensprung nach Prag gebucht, von Gründonnerstag bis Ostermontag. Weil über die Ostertage im Reisebusiness immer Hochbetrieb herrscht, werden albens zusätzliche Reiseleiter benötigt. Und somit kam auch der Schreibende (zu jener Zeit gerade für den Kundendienst bei der Migros-Tochter verantwortlich) zum Handkuss; nicht zuletzt deshalb, weil ich bereits berufliche Prag-Erfahrungen vorzuweisen hatte.

Gründonnerstag, Treffpunkt Flughafen Kloten: «Guten Morgen, liebe Hotelplan-Kunden! Mein Name ist Thomas Bornhauser. Ich freue mich, mit Ihnen nach Prag fliegen zu dürfen. Wir werden bestimmt einige schöne Tage in der tschechischen Hauptstadt verbringen, zumal gutes Wetter angesagt ist. Darf ich Sie, der allerseits guten Ordnung halber, daran erinnern, dass es verboten ist, mit tschechischer Währung einzureisen. Und auch Heftli wie das Penthouse oder

der Playboy werden Ihnen bei der minutiösen Gepäckkontrolle nur Ärger verursachen» (dabei ist unter Insidern längstens bekannt, dass genau diese Herrenmagazine, spontan als Geschenk überreicht, zum Beispiel beim Manager des Dancings im obersten Stock des Hotels Intercontinental immer einen freien Tisch samt flotter Begleitung garantieren ...).

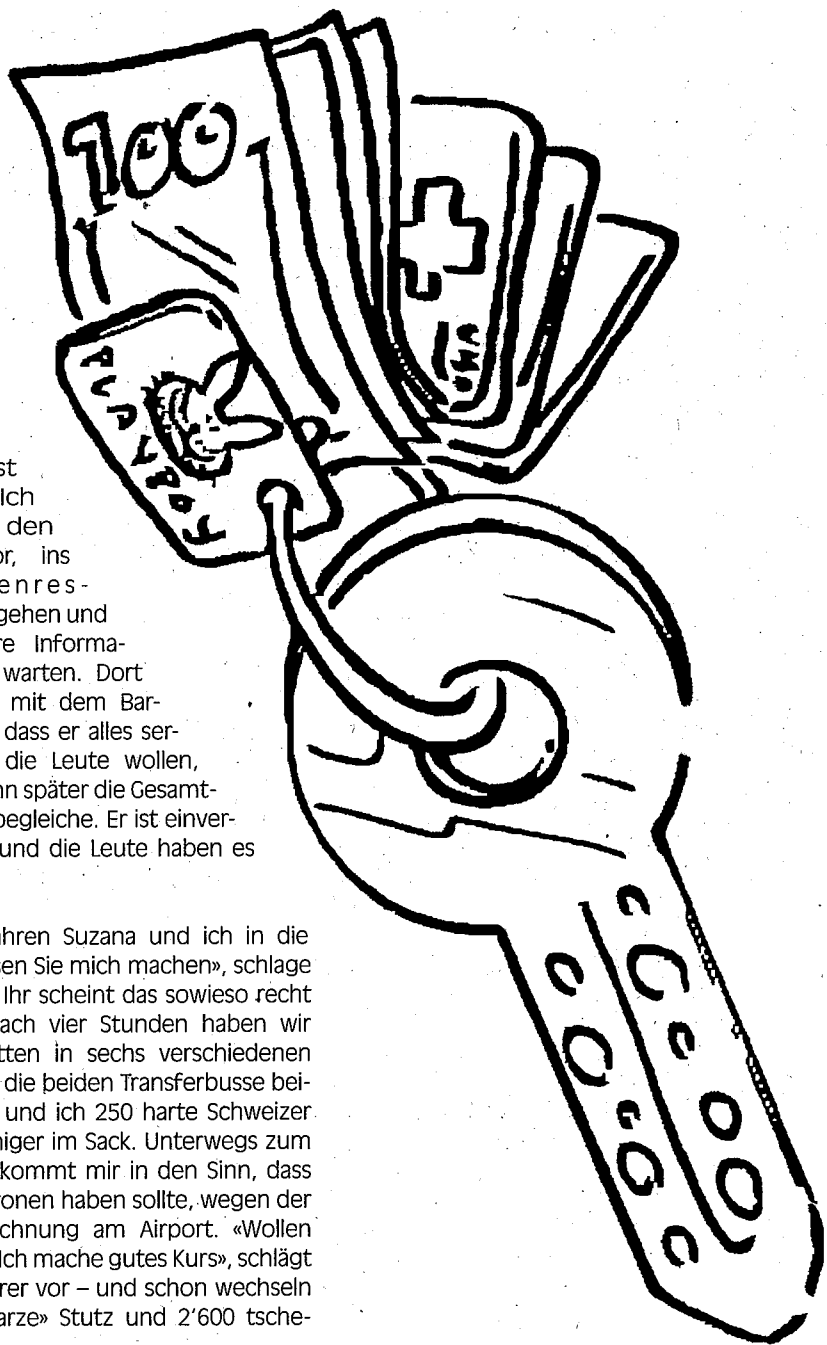
Der Flug mit der CSA verläuft bestens. Die Einreiseformalitäten sind ebenfalls kein Problem. Beim Ausgang wartet die Reisebetreuerin von Cedok, dem staatlichen (und somit einzigen) Reisebüro: «Reiseleiter Hotelplan, sofort hierher! Allein bitte!» Ich tue wie befohlen.

«Guten Tag, ich heisse Suzana, wir beide haben grosses Problem. Kongress von Kommunistischer Partei dauert einen Tag länger. Wir nicht haben Betten für Leute, heute.» – «Dann sollen Breznjew, Husak und wie sie alle heissen doch bitte ausziehen!» Aber offenbar denken die Herren nicht daran. «Und was tun wir jetzt?», will ich von Suzana wissen. «Weiss nicht. Habe auch keine Busse hier.» Wunderbar, ich liebe lösungsorientierte Ansätze.

Ich gehe husch zu meiner Gruppe rüber. «Meine Damen und Herren. Sie werden sich mit dem Transfer in die Stadt noch etwas gedulden müssen. Erstens sind überhaupt keine Busse hier und zweitens werden wir, so wie es aussieht, heute auf der Strasse übernachten, weil die Kommunistische Partei freundlicherweise unsere Betten belegt.»

Die Begeisterung auf diese News ist gross. Ich schlage den Leuten vor, ins Flughafenrestaurant zu gehen und auf weitere Informationen zu warten. Dort mache ich mit dem Barkeeper ab, dass er alles serviert, was die Leute wollen, und ich dann später die Gesamtrechnung begleiche. Er ist einverstanden – und die Leute haben es zu sein.

Per Taxi fahren Suzana und ich in die Stadt. «Lassen Sie mich machen», schlage ich ihr vor. Ihr scheint das sowieso recht zu sein. Nach vier Stunden haben wir unsere Betten in sechs verschiedenen Hotels und die beiden Transferbusse beisammen – und ich 250 harte Schweizer Fränkli weniger im Sack. Unterwegs zum Flughafen kommt mir in den Sinn, dass ich noch Kronen haben sollte, wegen der Getränkerechnung am Airport. «Wollen tauschen? Ich mache gutes Kurs», schlägt der Taxifahrer vor – und schon wechseln 200 «schwarze» Stutz und 2'600 tsche-



chische Kronen die Besitzer (das ist fast das Fünffache dessen, was man auf der Bank erhält). Am Flughafen höre ich von weitem schon Gesang. Und zwar keine tschechischen Volksweisen, sondern s' Vogulisi, wo vo Adubode här chunnt. Und siehe da: Die Stimmung unter meinen Gästen ist prächtig. Fast muss ich sie dazu überreden, jetzt endlich in die Stadt zu fahren ...

Nach der einen Nacht «auswärts» zügeln alle am nächsten Morgen für die drei verbleibenden Tage in die ursprünglich gebuchten Hotels, die meisten ins Ambassador am Wenzelsplatz, wo auch ich logiere. Am Karfreitag will ich gegen 19:30 Uhr in den Ausgang. Wie ich aus dem Lift komme, putzt und gschträht, da sehe ich ungefähr 50 meiner Gäste in der Hotelhalle. «Wohin gehen Sie? In die Laterna Magica? Ins Konzert? In ein Restaurant zum Znacht? In den U Flecku, den berühmtesten Biergarten der Stadt?» Fehlanzeige. Sie warten auf mich, auf einen guten Tipp. «Ich fürchte, ich kann nicht zaubern», versuche ich die Erwartungshaltung zu redimensionieren, «heute ist Karfreitag, die Stadt vermutlich ausgebucht, für so grosse Gruppen sowieso.» – «Versuchen Sie es doch! Bitte!» Nun ja, wozu hat man denn einen Reiseleiter? Ich schlage den Leuten vor, im Hotel zu warten, ich würde sehen, was sich machen lässt. Also spürte ich zum Altstätterring, wo viele Lokale zu finden sind.

Fehlanzeige über Fehlanzeige. Alles besetzt. Letzter Versuch in einem Weinkeller, den ich von früher her kenne. Und siehe da: Ein wunderschöner Raum ist aufgedeckt, für öppe 50 Leute. «Den möchte ich reservieren!», bekommt der Kellner zu hören. «Ist reserviert, für Gruppe aus Deutschland.» – «Soso. Wann kommen die Leute aus Deutschland

denn?» – «Ist reserviert 20:30 Uhr.» Ich strecke ihm auffallend-diskret eine Fünfigernote aus Schweizerlanden hin. «Und wenn ich um 20:15 Uhr hier bin, mit 50 Leuten?» – «Wer zuerst da, zuerst da!», lacht er aus ganzem Herzen. Ich also im Tempo des gehetzten Affen zurück ins Ambassador. «Ilg hä öppis gfunde, aber Dir müesst seckle!» DAS muss ein Bild gewesen sein, die 50 Schweizer im Laufschrift und im Rudel vom Wenzelsplatz zum Altstätterring. Aber es klappt.

Im Nachhinein gesehen, da war es ein fantastischer Abend. Und wenn ich es mir richtig überlege: Weshalb haben wir gegen 20:30 Uhr eigentlich so gar keine ausrufenden Deutschen gehört oder gesehen, deren angeblich reserviertes Lokal von tapferen Eidgenossen besetzt war? Komisch. Ob der lachende Kellner da wohl bei einem zu blauäugigen Reiseleiter aus Helvetien spontan ein anständiges Trinkgeld gemacht hat? Wir werden es nie erfahren.

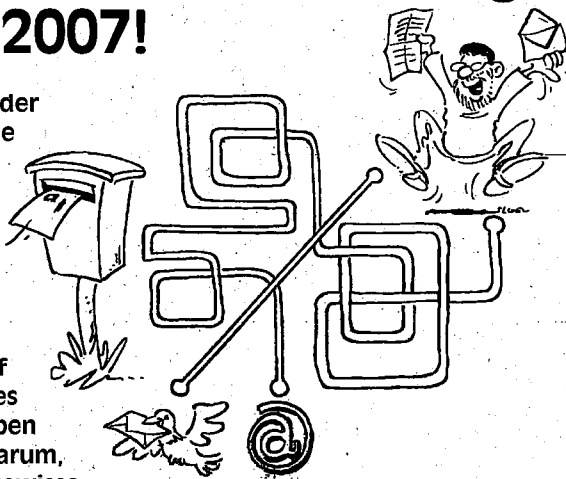
Apropos: Den ganzen Ostersonntag habe ich dann damit verbracht, einer Dame ihr Portemonnaie zu suchen, von dem sie behauptete, eine andere Frau aus unserer Gruppe hätte es ihr im Lift «mit Sicherheit» gestohlen. Nach einigen Stunden haben wir das Ding dann gefunden. Schlicht und einfach verloren hatte es die Lady. Und weil ich ihr daraufhin ziemlich deutsch und deutlich sagte, es wäre total unfair gewesen, eine Unschuldige des Diebstahls zu beschuldigen, da hat sie sich einige Tage später beim Leiter unseres Kundendienstes über den, wie sie sich ausdrückte, «total unfähigen Reiseleiter in Prag» beschwert. Merke: Eine Personalunion ist manchmal eine ganz gäbige Sache.

Ich fordere die Verschiebung von Ostern 2007!

“ Falsch! Obwohl ich in der letzten Ferienlektüre, «10», die Einführung von Frauen und von verheirateten Männern als Weihpriesterinnen und -priester in der Katholischen Kirche gefordert habe, soll der Titel der heutigen Geschichte keinesfalls ein versteckter Hinweis darauf sein, dass ich ein weiteres Problem mit der Kirche haben könnte. Es geht vielmehr darum, aufzuzeigen, wie easy sich gewisse Kreise «Öffentlichkeit» verschaffen können, wenn sie bloss einen Gugus verzapfen. Grundbedingung: Je unqualifizierter, desto gut. Und deshalb wollen Sie jetzt erst recht wissen, weshalb Ostern 2007 verschoben gehört, nicht wahr? ”

Nein! An dieser Stelle werde ich keine Namen von Vertretern der Cervelat-Prominenz aufzählen, die es, aus welchen Gründen auch immer, offenbar notwendig haben, sich regelmässig mit irgendwelchen Belanglosigkeiten in den Illustrierten abbilden und die Schweiz an ihrem ach so aussergewöhnlichen Leben teilhaben zu lassen.

So steigen wir denn in die Niederungen der hehren Politik im helvetischen Alltag hinunter. Wichtig: Nicht jeder Politiker ist zum Polteri und Volkstribun und Liebling der Medien geboren. Und weil die Zugehörigkeit zur gleichen Partei, s'il vous plaît, allein auch noch nicht für ein



Blitzlichtgewitter der Fotografen ausreicht, da lässt sich der eine oder die andere schon allerhand einfallen, um sich Platz in den Medien und in der Öffentlichkeit zu verschaffen. Nehmen wir zum Beispiel den Maximilian Dingsda (Reimann oder Rymann oder Reinmann oder Riethmann oder wie auch immer, isch ja o wurscht). Weil er nach all den Jahren im Parlament bisher noch immer keine Furchen im Politacker hinterlassen hat, da schlägt er uns vor, die Romandie sozusagen dem Meistbietenden zu veräussern, weil die Romands selten seiner Meinung sind (was wiederum leicht nachvollziehbar ist). Und siehe da! Schon hat es der Mann prominent in die Schlagzeilen geschafft. Bingo! Wie hat es mir ein national bekannter Politiker einmal geflüstert? Öffentliche Präsenz sei für einen, der wiedergewählt werden wolle, das A und O. Das Dumme an der Sache: Mit politischer Arbeit könne man niemals die viel beachteten Seiten der einschlägigen Heftli und Zeitungen füllen. Der Mann ist wenigstens ehrlich.

Hand aufs Herz: Hätten Sie vor einem Jahr gewusst, wer Christoph Schlingensiefel ist? Nun, nachdem der deutsche Theaterprovokateur in Zürich die SVP und den ZSC verbieten lassen wollte – und durch diese Aktionen ein riesiges Echo in den Medien fand –, da inszenierte zufälligerweise er (merken Sie öppis?) in der Limmatstadt eine Hamlet-Aufführung mit zehn angeblichen Neonazis, ebenfalls mit entsprechender Resonanz. So einfach ist das. In ein ähnliches Kapitel geht die Tragikomödie des Herrn Christian Anders mit seiner Freundin Jenna, die Anders einem anderen, einem durchgeknallten Millionär, für eine halbe Million D-Mark pro Jahr zum Gebrauch überlässt, weil der ehemalige Trällerstar nach eigenen Angaben überschuldet ist. Da freut sich doch bestimmt der gemeinsame Manager (schon wieder etwas gemerkt?) des Trios, der umgehend – so ein Zufall! – auch ein Buch von Jenna Darling zum Thema ankündigt.

Ein dunkelrotes Tuch sind für mich Werbeagenturen und so genannte Denkfabriken, resp. deren unanständige Honorare für Kreativität und für geistige Investitionen. Diese Abneigung kommt daher, weil ich selber als Krea(k)tiver gelte und mit Texten/Schreiben noch nie Mühe hatte. Im Gegenteil – aber lassen wir das. Der Sauglattismus, mit dem gewisse Agenturen auf sich aufmerksam machen, ist erschreckend. Beispiel: Die Briefpost per E-Mail. Was für eine Erfindung in der Geschichte der Menschheit! Aber lesen Sie selber: Da gibt es also in Schweizerland einen rosaroten Briefkasten bei einer bestimmten Denkfabrik, in den können Sie einen Brief einwerfen, der nur mit der E-Mail-Adresse des Empfängers beschriftet ist. Die Angestellten dieser öffentlichkeitsgeilen Denkfabrik leeren nun den Kasten und schreiben dem Empfänger per E-Mail, dass er einen Brief in ihrem

Kasten hat. Was für eine Genialität! Wenn besagter Empfänger diesen Brief tatsächlich erhalten möchte (was für eine hirnrissige Frage!), dann wird er gebeten, der Denkfabrik seine korrekte Adresse anzugeben. Der Brief wird alsdann mit der korrekten Adresse beschriftet und in einen ganz normalen Briefkasten eingeworfen. Gute Frage! Weshalb einfach, wenn es auch kompliziert geht? Und: Was, wenn der Empfänger den Brief nicht will (ätsch!), was machen die Denkenden dann damit, was? Klar, die daraus entstehende Datenbank liesse sich nadisna vergrössern und verkaufen. Aber wem? Dem Datenschützer? Immerhin: Die Denkfabrik hat mit dieser schier nobelpreisverdächtigen Innovation national in den Medien für Aufsehen gesorgt und sich gratis in Erinnerung gerufen, selbst wenn der Pilotversuch – auch das entnehmen wir der Zeitung! – ein Riesenflop war, weil pro Tag keine zehn Briefe im Kasten lagen (und die wurden vermutlich erst noch selber von den Vordenkern der Nation eingeworfen).

Was lernen wir daraus, was? Wäre ich Verkehrsdirektor von Grindelwald, ich würde seiner Heiligkeit im Vatikan zu Rom einen Brief schreiben, mit der langfristigen Bitte, Ostern 2007 zu verschieben. Selbstverständlich erhalten alle Medien und Agenturen der Schweiz eine Kopie des Schreibens, zur freien Veröffentlichung. Und das Ganze wegen des Ostermontags. Der gilt allgemein und vielerorts als der letzte grosse Skitag einer Saison. 2007 aber ist Ostern bereits Ende März. Weil in den letzten Jahren der grosse Schneefall erst albens Mitte April stattfand, da wäre es doch ökologisch sinnvoll, Ostern 2007 um vier Wochen nach hinten zu verschieben, nicht wahr?

Familie Lottaz aus Wohlen fährt gen Süden ...

“ Als ausgesprochen mittelmässiger Autofahrer, da verstehe ich Landei und Roller-Fahrer in Personalunion rein gar nichts von diesen fahrenden Kisten. Ist ja auch nicht nötig, «die» funktionieren heute ja vollkommen selbstständig. Allerdings gibt es ganz andere Kaliber von Zeitgenossen: Der Lottaz ist zum Beispiel so einer. Der erklärt allen, die es hören wollen (und auch allen, die es nicht hören wollen), wie ein Sperrdifferenzial funktioniert, wie eine Traktionskontrolle. Ich selber bin froh, bringe ich die beiden Wörter immerhin fehlerfrei zu Papier. Michel, wie der Lottaz mit Vornamen heisst, ist, erstens, ein Freund und, zweitens, Besitzer eines hypermodernen Volvo-Kombis, mit allem Schnickschnack und allem Schabernack. Trotzdem kann das Ding nicht für schönes Ferienwetter garantieren. Und als Schneeschleuder oder Rasenmäher taugt es auch nichts. ●●

Eine Vorbemerkung zur Story: Der besagte Volvo – jajaja, ich gebe es ja zu: ein wunderschönes Auto, wirklich – war vor jenem Tag, als Michel das Ruder übernahm, ein so genanntes Direktionsfahrzeug. Und da spielen Kosten für die Ausstattung bekanntlich keine Rolle. Dementsprechend werden söttigi Autos nach ein paar wenigen gefahrenen Kilometern auch eingetauscht, wenn der Aschenbecher nicht mehr ganz dem neuesten Standard entspricht. Darüber freuen sich Käufer wie der Michel, die

sich so relativ günstig einen Traumwagen posten können. Wie kürzlich geschehen.

Michel ist nicht bloss ein intelligentes, sondern auch ein ausgesprochen aufgewecktes Kerlchen. Wenn der Mann samt Familie (Ehefrau Susanne, Sohn Tobias und Töchterli Lea), Paddelboot, Bierkiste, vier Bikes und Quetschente in Richtung Süden fährt, dann sicher nicht durch den stausicheren Gotthard, sondern durch den Grossen St. Bernhard. Ist kilometermässig zwar öppis länger, aber ein eindeutiger Gewinn an Lebensqualität. Dieses Jahr allerdings meinte es das Schicksal nicht besonders gut mit Michel: Seine Lea war nämlich vorgängig zu den allgemeinen Familienferien im Tessin beim Gotti eingeladen. Und Lea galt es unterwegs zu pickupen, vor der Weiterfahrt nach Italien. Besagtes Gotti wiederum wohnt in Agra (Schweiz, nicht Indien). Was merkt der geneigte Leser, was? Genau. Die Lottaz-Familie durfte auch mal in staugefährdete Regionen.

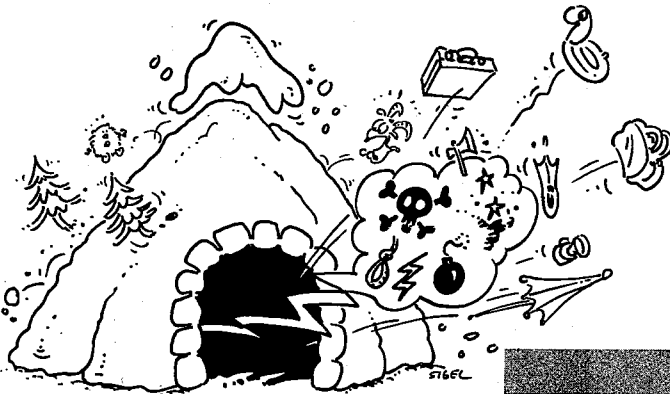
Was Sie wissen müssen: Der Volvo von Michel hat auch einen Kühlschrank, der im Winter heizbar ist, einen Heizkühler sozusagen. Modernste Technik hin oder her: So ein Kühlschrank, hat man ihn abzustellen vergessen, läuft auf der Batterie, wenn der Motor nicht läuft. Das ist meistens nachts der Fall, wenn alles schläft – wie in unserer heutigen Story. Klar, Sie ahnen durchaus richtig, was jetzt kommen wird. Kommen muss. Genau: Nicht der Volvo-Motor frühmorgens, sondern ein kräftiger Fluch Michels, wie er seinen Wunder-Volvo um 06:00 Uhr starten will. Und nicht kann. Aus besagten Gründen. Fazit: Gottis Gatte muss

geweckt werden mit der Frage nach einem Überbrückungskabel. Da Agra nun nicht gerade dort liegt, wo man den Nabel der Welt vermutet, ist das Vorhandensein eines solchen Kabels reiner Zufall. Und der ist Michel immerhin gnädig gestimmt. Roland steht bettwarm auf, holt das Kabel aus dem Wagen und fährt seinen Opel anschliessend zum Volvo, Bug an Bug (oder Schnauze an Schnauze, wenn Ihnen das lieber ist). Das Überbrücken kann losgehen. Gentlemen, start your engines!

Michel traut seinen Augen nicht, wie er den Deckel anhebt und unter die Haube schaut: Keine Batterie. Also reibt er sich erst einmal den Pflotsch aus den Augen. Nützt auch nichts, die Batterie bleibt verschollen. «He, Role, chum emau cho luege. Ggesch du da e Batterie?» Nix Batterie. Also wird das Handbuch aus dem gleichnamigen Schuhfach genommen. Blättern zu B – B wie Batterie. «He! D'Batterie bi däm Charre isch hinde inne.» Sie erinnern und freuen sich: Lottaz' sind mit Vollpackung unterwegs. Will heissen: Koffer raus, ebenso Taschen, Flossen, Taucherbrillen, Schnorchel, Säcke, Fischerutensilien, Gummiboot. Was es für die Ferien halt so alles braucht. Ein echtes Happening, handmade by Lottaz of Switzerland.

In der Zwischenzeit macht sich Roland nützlich und wendet seinen Wagen, Bug zu Heck. Von einem kräftigen, verbalen Donnerwetter von Kollega Lottaz begleitet, ist die Ladefläche des Volvos nach einigen Minuten endlich leer, die Bodenabdeckung wird angehoben. Und siehe da: Die Batterie lacht Michel entgegen. Dummerweise ist das Ding jedoch so professionell verpackt, dass kein Draht zu sehen ist, keine Klemme, auch keine Schraube, gar nichts, woran sich die Überbrückungsklemmen anhängen liessen. Shit. Handbuch zum zweiten. B wie Batterie. Hätte der liebe Michel beim ersten Anlauf unter «Batterie» comme il faut weitergelesen, da wüsste er bereits, dass sich die Batterie zwar hinten im Auto befindet, aber dort unter gar keinen Umständen angezapft werden darf. Diesem Zweck dienen vorne, gut sichtbar neben dem Motorblock platziert, zwei neckische «Überbrückungsköpfe». Für den Fall. So einfach ist das nämlich.

«Himmuheilanddonnerhueresiechschitärnecheibnonemaul!» Des Michels Ätna-Ausbruch ist bis ennet des Gottardtunnels zu hören. Den ganzen Plunder wieder verstauen. Derweil wendet Roli sein Auto wieder in die ursprüngliche Position. Wie ich aus gewöhnlich gut unterrichteter Quelle gehört habe, soll danach die Abfahrt nur noch eine reine Formsache gewesen sein.



Vom FEZ über NEXUS bis hin zum ... WUM!

“ Ich werde Ihnen hier nicht geraten, dass ich einen hochinteressanten Job habe (weil sonst wieder einige Zeitgenossen über diese Feststellung neidisch werden), sondern lediglich ein bisschen aus der Schule plaudern. Ist nämlich noch spannend, wie eine Sache, wie ein Objekt zu seinem unverwechselbaren Namen kommt. Genial sind beispielsweise Wortspielereien wie Toblerone, adidas und Swatch. Wohl weniger einprägsam tönen dagegen Begriffe wie Inforama (machen Sie da den Link zum Agrarkanton Bern?) oder Axpo (nein, das ist, ausdrücklich, kein Hundefutter!). ”

Vielleicht haben Sie es (nicht) gelesen: Die Migros Aare wird im Jahr 2005 ein grosses Freizeit- und Einkaufszentrum im Westen Berns eröffnen. Der international bekannte und anerkannte Daniel Libeskind zeichnet für die Architektur verantwortlich. Die Gäste des Zentrums werden dereinst dort shoppen und sich vergnügen können, unter anderem in einer grossen Wasserwelt. Und noch vieles, vieles mehr. Also gilt es, einen treffenden Namen für das Zentrum zu finden. Feldwaldundwiesenideen haben es da vergleichsweise schwer. Und dennoch: Vielleicht wird ja gerade ein solcher Lucky Punch den Namen des Zentrums prägen. Wer weiss das schon?

Seit Monaten schon reden wir intern vom FEZ, vom Freizeit- und Einkaufszentrum. Daniel Libeskind (er setzte

sich gegen so renommierte Architekten wie Jean Nouvel/Paris oder Massimiliano Fuksas/Rom durch) seinerseits nennt seine siegreiche Projektarbeit NEXUS. Eine neunköpfige Kreativgruppe, der ich anzu gehören die Ehre habe, ist nun daran, den Namen aller Namen zu finden.

Da hocken also Vertreterinnen und Vertreter zweier Kommunikationsagenturen, eine Architektin aus dem Büro Libeskind und weitere Fachleute im Freizeitlook beisammen und brüten das Ei des Kolumbus aus. Nein, unter Tohuwabohu oder fröhliches Jekami, womöglich noch ein feuchtföhliches (...), kann man dieses Brainwork (tönt gut, nicht?) unmöglich abbuchen. Unser Moderator – aber auch er weiss nicht, ob diese Definition von «moder» oder von «Tor» abgeleitet ist – verlangt von uns Aufmerksamkeit und ein systematisches Vorgehen. Aha. Und so lernen wir in einer ersten Runde eine hochinteressante chinesische Vorgehensweise kennen. Allerdings ist die Wahrscheinlichkeit eher gering, dass unser FEZ später einmal KLINGKLINGKLONG heissen wird. Wie auch immer: Nach diesem ersten Durchgang haben wir eine Unzahl von Namen beisammen, die es quantitativ und qualitativ zu schrumpfen gilt, zu einer Art geistigem Sixpack.

Nette Begebenheit am Rande: Einer aus der Gruppe, dem ich stundenlang zuhören könnte, weil er wirklich immer Gescheites und Hörenswertes zum Besten gibt, schlägt unter anderem WUM vor. Einfach WUM, als reiner Fantasie-name, ohne dass sich dahinter eine Abkürzung verstecken würde. Am Abend erzähle ich den Kids von unserer erlauch-

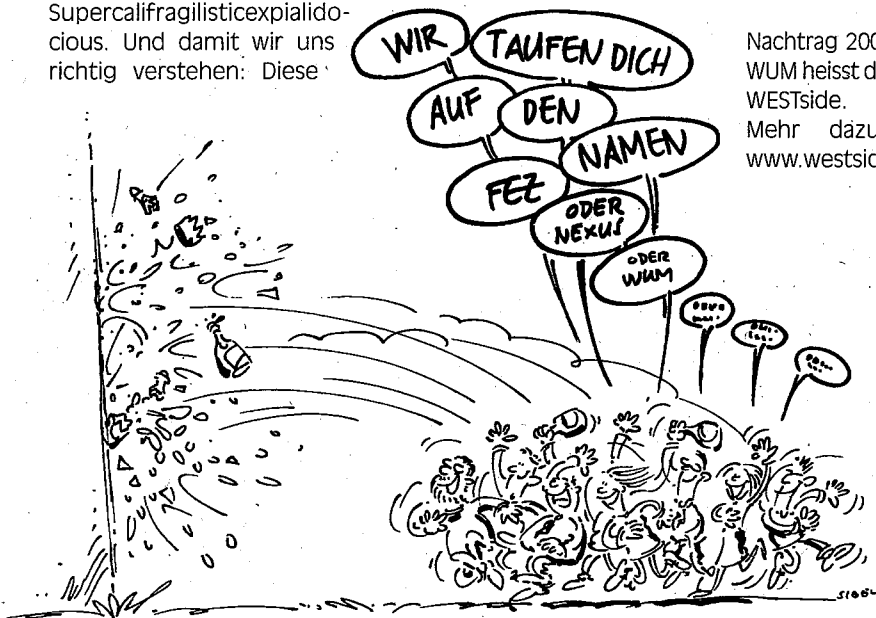
ten Runde. Auch vom WUM. Und seither ist vieles bei Bo's wum. Es ist wum, wenn etwas Gutes am Fernsehen kommt, das Essen ist plötzlich wum, hype Schuhe auch. Ich wage gar nicht daran zu denken, wie wenig wum mich Patrick und Claudia anschauen werden, sollte das FEZ nicht so heissen.

Zurück in unsere Runde. Der Name des FEZ – ein Begriff, der das Zeitliche demnächst segnen dürfte (trotz der Tatsache, dass «Let's fetz!» cool tönt) – sollte folgende Voraussetzungen erfüllen: Regional verankert und dennoch international; visionär und gesellig zugleich; ebenso weltoffen und schweizerisch (ist das überhaupt möglich?); mehrsprachig interpretierbar; einprägsam mit eigenständiger Identität; unverwechselbar; Wellness, Entertainment und Shopping verbindend. Und noch ein paar andere Eigenschaften. Sie sehen, wir nähern uns langsam aber sicher dem Supercalifragilisticexpialidocious. Und damit wir uns richtig verstehen: Diese

Story ist eine Kurzkürzestversion unserer Arbeit – da fanden nämlich noch ganz andere Kreativitäten statt, so zum Beispiel die Sicherstellung des weltweiten Namensschutzes, auch auf dem Internet. Und auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Migros Aare haben auf breiter Front bei der Namensfindung mitgemacht, so dass zum Schluss an die 500 Namen zusammenkamen.

Halt! Stopp! Gewehr und Bleistift bei Fuss! Danke, dass Sie uns auch einige Vorschläge machen wollen. Mit leicht errötenden Ohren muss ich Ihnen nämlich gestehen, dass wir unsere «Top Six» im Moment zur Abklärung ihrer Akzeptanz bei einem bekannten Marktforschungsinstitut in der Maschinerie haben. Lassen wir uns also überraschen. Wird sicher wum!

Nachtrag 2002: Das WUM heisst definitiv WESTside. Mehr dazu auf www.westside.ch



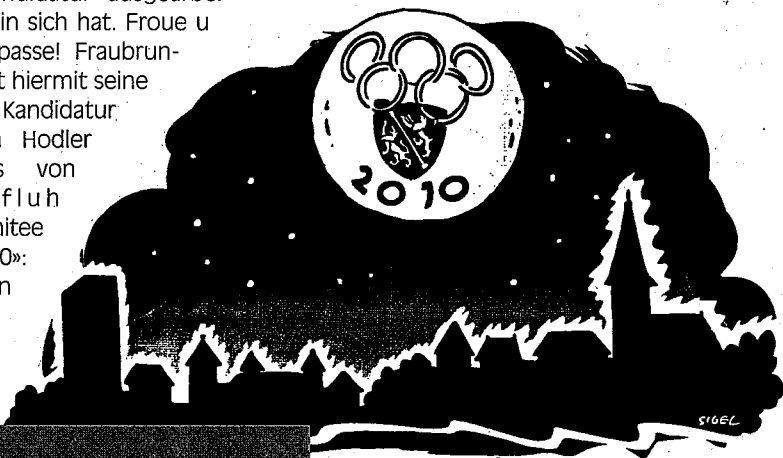
Olympische Winterspiele 2010 in Fraubrunnen!

„ Heute werde ich Sie nicht mit einer lustigen Kurzgeschichte unterhalten, sondern mit einer echten Vision erfreuen. Und die geht so: Da die Kandidatur zur Durchführung von Olympischen Winterspielen in der Schweiz zum heiteren und unkoordinierten Jekami unter Führung von Politikerinnen und Politikern (und somit zur realen Satire) verkommen ist, gilt diese Story entsprechend als hochinoffizielle Kampfkandidatur zu Bern 2010, zu Händen des IOC bei der Ausmarchung in Prag, 2003. „

Dem OK «Bern 2010» erwächst mit dem heutigen Tag eine unschlagbare Konkurrenz. Falsch! Mösiö Mudry wird das Dossier «Sion 1998/2002/2006» nicht reanimieren. Für all diese Promotoren kommt es schlimmer. Viel schlimmer. Von der Presse zum Glück völlig unbeachtet, hat eine Gruppe von Sport- und Wirtschaftsprofis in den vergangenen Monaten eine alternative Schweizer Olympia-Kandidatur ausgearbeitet, die es in sich hat. Froue u Manne, ufpass! Fraubrunnen meldet hiermit seine inoffizielle Kandidatur an! Martin Hodler und Dres von Weissenfluh vom Komitee «Bern 2010»: Auch wenn diese Kandidatur durch die

Hintertüre kommt, euer Fenstersturz zu Prag ist hiermit vorprogrammiert.

Sie finden das amüsant? Henusode, das Schmunzeln sei Ihnen noch einige Sekundenbruchteile gegönnt; denn spätestens, wenn Sie lesen, mit was für Top Shots das OK «Fraubrunnen 2010» besetzt ist, wird Ihnen das Lachen vergehen, und zwar gründlich. An der Spitze des eingetragenen Vereins «Fraubrunnen 2010» powert nämlich kein Geringerer als ein Vertrauter von UNO-Generalsekretär Kofi Annan: Ein Fraubrunner, der immer auf der Höhe ist und vor allem im Internationalen Olympischen Komitee IOC alle, um es diplomatisch zu schreiben, Beziehungsnetze – das A und O jeder erfolgreichen Kandidatur – aus dem Effeff kennt. Unterstützt wird er von Regierungsrat und künftigen Bundesrat (und Samuel-Schmid-Nachfolger) Urs Gasche – mit dem gleichnamigen Konsumentenschützer wiederum weder verwandt noch verschwägert.



Klar! Wer soll das bezahlen? Nun, es sei im Sinne einer transparenten Informationspolitik zugegeben: Das ist der einzige Punkt, wodurch sich die Akte «Fraubrunnen 2010» in keiner Art und Weise von der offiziellen Kandidatur unterscheidet: Auch dort redet man im Brustton der Überzeugung davon, keine öffentlichen Gelder beanspruchen zu müssen, aber Schluss aller Ends werden, Macht der Gewohnheit hierzulande, eben doch Bernerinnen und Berner zur Kasse gebeten, so wie sie das ohne Volksaufstand beim Desaster der Berner Kantonalbank getan haben.

Ansonsten jedoch herrscht nur noch Freude. Und Zuversicht. Und überhaupt: Die Olympischen Winterspiele 2010 in und um Fraubrunnen werden nämlich als die ökologischsten aller Zeiten eingehen, Lillehammer inklusive. Ausschlaggebend dafür ist allerdings primär der Umstand, dass sich das IOC, angesichts der unübersehbaren Klimaveränderungen auf dieser Erde, durchgerungen hat, ab 2010 nur noch Sportarten ins Programm aufzunehmen, die auf natürliche Weise in der freien Natur ausgeübt werden können. So kommen beispielsweise die Eisschnellläufer auf ihrem 400-Meter-Rundkurs nur dann zum Einsatz, wenn der Moossee beim gleichnamigen Dorf zufriert. Garantiert sind hingegen heute schon die Skisprungkonkurrenzen, da die Sprunganlage auf dem Berner Gurten, die Sprünge bis zu zehn Höhen- und vierzig Weitenmetern erlaubt, auch ohne Schnee funktionstüchtig ist. Herr Ammann hat vor Jahren schon, als Jungadler, auf besagter Trockenschanze bereits brilliert. Der Nachtslalom auf der (beleuchteten) Piste zwischen Grafried und Fraubrunnen seinerseits ist ebenfalls so gut wie geritzt.

Die Infrastruktur in/um Fraubrunnen ist geradezu prädestiniert, die Olympische Familie zu beherbergen. Logieren können die Götter des IOC stilgerecht im Hotel zum Brunnen, wo seinerzeit bereits Bonaparte zu logieren pflegte. Die Athleten ihrerseits wohnen im Olympischen Dorf namens «Sand». Eröffnungs- und Schlussfeier werden auf dem Viehschauplatz durchgeführt, wo problemlos VIP-Tribünen auf- und abgebaut werden können. Der Olympische Eid hingegen, von Anita W. in einem stotterfrei vorgetragenen Sätzli aufgesagt, findet unmittelbar neben dem Ogi-Brunnen auf dem Areal des Kindergartens statt (mit weltweiter TV-Übertragung in über 100 Länder).

Sie erinnern sich: Bern spannt hinter vorgehaltener Hand mit Montrö zusammen. Zweifelsfrei wird daher die gleichnamige Oberland-Bahn (MOB) eine gewichtige Werbepartnerin sein. Das OK «Fraubrunnen 2010» schlägt jedoch auch hier zu, mit einer Weltneuheit: Eine weltbekannte Firma auf dem Gebiet der Lasertechnik wird das Gemeindewappen Fraubrunnens, zusammen mit den fünf Ringen und der Jahreszahl 2010, für die halbe Welt jeweils gut sichtbar, auf den Vollmond projizieren. Und da kann dann Stapi Baumgartner gegen diese Übermacht bellen, solange er will. Was kümmert das den Mond?

PS: Eine Fotokopie dieses Berichts geht an das IOC, als offizielle Kampfkandidatur zur Durchführung Olympischer Winterspiele 2010 in Fraubrunnen.

Wenn der liebe Ted Scapa einen Schaden hat ...

☞ **Nach vielen Monaten der Vorfreude auf Florida-Ferien, da kam im September alles ganz anders. Hin- und hergerissen, ob wir dennoch nach Florida reisen sollten, entschieden wir uns kurzfristig, die USA-Ferien zu verschieben.** ☞

Fünf Tage vor dem vermeintlichen Miami-Abflug entschieden wir uns für eine Villa mit eigenem Swimmingpool auf Seite 274 des Autoplan-Katalogs von Hotelplan. In Moraira. Keine Ahnung, wo das liegt, aber im Katalog stand etwas von Costa Blanca. Und die wiederum, das wusste ich noch aus meiner eigenen Hotelplan-Zeit vor 25 Jahren, liegt verbindlich in Spanien. Ob Cape Coral oder Moraira: Mein Schwiegervater war mit von der Partie. Und somit drängte sich plötzlich die Frage auf, wie wir den Ford Mondeo packen sollten, ohne dass wir uns 14 Autostunden wie die Sardinien fühlen würden. Pädu hat eine gute Idee: «Frag doch mal bei einer Autovermietung an, ob wir einen kleinen Bus mieten können.» Cleveres Kerlchen. Und siehe da: Eine weltbekannte Firma offerierte uns einen Renault Espace zu einem extrem günstigen Preis.

Am Nachmittag vor der Abreise dann der Gang zu Annemarie Guggisberg von Hotelplan, um den so genannten Voucher abzuholen. Und eine Spanien-Karte. Auf dem Weg zum Autovermieter treffe ich auf dem Bundesplatz per Zufall Peter Lüthi, einen ehemaligen Arbeitskollegen, den ich aber seit sieben, acht Jahren

nicht mehr gesehen habe. Blabla, small talk. «Sag mal, wo wird man so braun wie du?» – «Wir sind gestern aus den Ferien zurückgekommen, von der Costa Blanca. Der Ort wird dir aber nichts sagen. Heisst Moraira. Es war fantastisch.»

Einige Minuten später stehen wir am Schalter der Autovermietung. Neben Pädu und mir ist der Künstler Ted Scapa daran, einen Kleintransporter zu mieten. Als er den Vertrag ausgehändigt bekommt, zeigt ihm der Kundenberater anhand einer Skizze, wo der Camion bereits «Näggi» hat: «Hier hat es eine Beule, hier auch, dort ebenso.» Insgesamt deren vier. Also wird es auf einen Tütsch mehr oder weniger auch nicht ankommen. Wie auch immer: Augenblicke später sind auch wir an der Reihe. Zwar ist der ausdrücklich in Aussicht gestellte Renault Espace nicht da, wohl aber ein Ford Galaxy der gleichen Kategorie und Preislage. Die Formalitäten sind rassig erledigt, «Der Wagen steht im ersten UG», meint unser Schaltermann abschliessend.

Pädu ist beim Anblick des Autos entzückt. Ich auch. Und über das SH-Kennzeichen sehe ich grosszügig hinweg, schliesslich habe ich früher einmal jahrelang in Stein am Rhein gewohnt. Beim genaueren Hinsehen gibt es nur ein klitzekleines Problem. Die sieben Sitze verunmöglichen es, Gepäck zu verstauen. Davon haben wir aber eine ganze Menge zu bieten – und zu transportieren. Ich bitte einen Angestellten, der gerade dabei ist, einen Wagen zu waschen, mir zu zeigen, wie ich zwei Sitze aus ihrer Verankerung lösen kann. «Das ist verboten!

Das darf niemand! Sie auch nicht!» Ich höre wohl nicht recht und marschiere wieder zum Schalter. Unser Fachmann macht grosse Augen, wie er mich (wieder)sieht, bestätigt aber das Njet: «Das darf niemand machen, unter gar, gar keinen Umständen! Die sieben Sitze müssen dort bleiben, wo sie sind. Die Haftpflichtversicherung will das so. Wenn Sie einen Sitz wegnehmen, dann sind Sie persönlich dafür haftbar, sollte sich später irgendeinmal bei einem anderen Fahrer ein Sitz lösen. Die Sitze kann man deshalb nur mit Spezialwerkzeug lösen, und das nur mit grossem Zeitaufwand.» Ich halte nach der versteckten Kamera von Kurt Pheiliggs Ausschau. Fehlanzeige. Der Mann in Gelb glaubt wirklich, was er uns da erzählt. Wirklich?

Der Station-Manager kommt daher. Er stärkt seinen Angestellten den Rücken. Kein Sitz darf gelöst werden. Also muss er mir nur eine Frage beantworten: «Wo kann ich dann vier grosse und fünf mittlere Taschen hinstellen?» Er ist ratlos, kommt aber schnurstracks ins UG, um sich die Sache persönlich anzusehen. «Wissen Sie», meint er unterwegs, «diese Kategorie von Wagen gilt ausdrücklich als reiner Siebenplätzer, nicht als Fünfplätzer mit Gepäckraum.» Immerhin, er gibt sich herzlich Mühe, nicht zuletzt deshalb, weil ihm zu dämmern beginnt, dass unser Problem plötzlich zu seinem werden könnte, weil ich den Vertrag



churzspitz annullieren würde, könnten wir keine Koffer, sondern nur zwei weitere Spanien-Reisende ohne Gepäck mitnehmen ...

Die hintere Verankerung zweier Sitze löst er spielend, easy, ohne Spezialwerkzeuge (obwohl er das doch angeblich gar nicht dürfte). Dann aber die Knacknuss: Bei den vorderen Verankerungen geht gar nichts,

auch ein Nachlesen im Handbuch (S wie Sitze) und kräftiges Fluchen bringen nichts. Ein Versuch nach dem anderen misslingt. Nach ungefähr fünf Minuten – inzwischen leicht transpirierend – holt er einen Besen (!), um mit Hebelkraft die blöden Stühle aus der vorderen Verankerung zu lösen. Weshalb mir ausgerechnet jetzt Mickey Mouse in «Fantasia» als Zauberlehrling in den Sinn kommt? Als der Mann kurz vor dem Ausrasten steht (ganz im Gegensatz zu den Stühlen), da melde ich mich schüch zu Wort: «Entschuldigen Sie, ich bin alles andere als eine technische Leuchte, aber ich will es einmal versuchen.» Und siehe da: Fünf Sekunden später lassen sich die beiden Stühle problemlos aus der Klemme helfen. Süsch no Frage?

Interessant: Blättert man im Handbuch, so erzählt uns der Hersteller, dass sich der Ford Galaxy vor allem aus einem Grund für die Familie eignet: Seitenweise kommen da nämlich Vorschläge, wie sich die hinteren fünf Sitze einfachst (...) herausnehmen und umplatzen lassen, je nach Bedürfnis. It's as easy as that.

Von ungewöhnlichen Animierdamen und Zuhältern ...

“ Weil sich seit dem 11. September in der Welt vieles verändert hat, war auch das Oktober-Fest auf der Münchner Wies'n 2001 nicht mehr wie einst. Diesem Umstand wurde dafür anderorts, im wahrsten Sinne des Wortes, kräftig entgegengestemmt. In Calpe (Costa Blanca) nämlich rief der von Deutschen gegründete und geführte Carnival Club vom 5. bis 14. Oktober zum 15. Mal zum grössten Bierfest an der spanischen Küste. Und obwohl söttigi Anlässe nicht mein Bier sind, da musste ich als Realsatiriker Ihnen zuliebe doch ganz einfach dabei sein. Übrigens, die in kursiver Schrift publizierten Textteile stammen aus der offiziellen Bierfest-Vorschau in der deutschsprachigen Costa Blanca Zeitung, die wöchentlich erscheint und als solche durchaus ganz gut aufgemacht ist. ”

Hätte Sir John Falstaff seinen Lebensabend an der Costa Blanca verbracht, hätte er sicher beim Bierfest mitgemischt, und sein «Haltet Euch bereit, macht die Kehlen weit!» wäre zum Schlachtruf der Festzeltgäste geworden. So müssen die Medienvertreter an seiner Stelle alle Freunde des Gersensaftes zum kühlen Trunk animieren. Öfter mal was Neues: Journalistinnen als Animierdamen sozusagen, Journalisten als Zuhälter ... Herr und Frau Börnhauser also, samt Schwiegervater «Golli», ab nach Calpe, den Journalisten sei Dank! Nach dreimaligem Verfahren finden wir den Parkplatz der Azorin-

Schule. Von weitem schon hören wir «Ein Proooosit, ein Proooosit ... der Geemüüüütlichkeit!» Je näher wir zum Festzelt kommen, desto klarer sind auch die zehn «Original Steinsbergermusikanten» aus Bayern zu erkennen und zu hören. Staunen: Obwohl wir relativ frühzeitig eintreffen, sind die Bänke fast alle besetzt. Hossa!

Beim Eingang ein riesiges Transparent: «Robo de jarra de cerveza será perseguido judicialmente. Bierkrug-Diebstahl wird strafrechtlich verfolgt.» Aber, aber... Wer wird sich denn zu sowas hinreissen lassen? Unsere drei Eidgenossen erobern sich drei Plätze mitten im Getümmel. Vor uns liegt die Speisekarte: Haxen, ca. ein Kilogramm, 1'345 Ptas (+300 Ptas Pfand für Besteck – Sie wissen ja, von wegen Diebstahl und so); ½ Brathähnchen mit Brot 550 Ptas; fünf Nürnberger Würstchen mit Brot 420 Ptas; eine Riesen-Bockwurst mit Brot 375 Ptas undsoweiterundsofort. Auch Krautsalat, Radi, Jägermeister und «Cognak» steht auf der Karte der Asociado a la Federación Alemana y Europea de Carnavales. Monika nimmt einen halbierten Guggel, Golli und ich eine Bockwurst (und, logo, zwei Cervezas). Es geht immer höher zu und her, im Festzelt, vor allem als die Steinsbergermusikanten den Anton aus Tirol zum Besten geben. Anton! Anton!! Anton!!!

Auf den Tischen liegen nebst den Speisekarten noch ganz andere wissenswerte Informationen, zum Beispiel das Werbeblatt des LottoTeams. Also, liebe Leserinnen und liebe Leser, wenn Sie da jede Woche regelmässig zwei Spielscheine

ausfüllen (à je DM 14.67), da werden Sie automatisch vom Verein versichert. Zwar nicht gegen Spielsucht, wohl aber gegen Krankheit und Unfall. Auch schmerzstillende Zahnbehandlungen (was das auch immer heißen mag) und Zahnfüllungen sind gedeckt. Gilt ebenso für Arznei- und Verbandsmittel. Der Clou: Haben Sie ein Jahr lang artig Ihre beiden Lottoscheine ausgefüllt und werden dann invalid (kein Kausalzusammenhang mit dem Lottospielen), dann «übernimmt LottoTeam die Bezahlung Ihres Mitspiels und somit auch die Kosten Ihrer Versicherung, bis an Ihr Lebensende.» Und das alles unter dem Motto «Das sind Sie uns als Mitspieler wert!» Für mich ist der Fall klar: LottoTeam gehört der Friedensnobelpreis 2002, gar keine Frage.

Zurück jetzt ins Festzelt, auf die Bühne, wo sich ein Ehrengast in Lederhosen gerade seine Schuhsohlen klopft, im Rhythmus zur Musik. Was für eine Gaudi. «Hoch die Krüge, hoch!» Einer könnte ob seinem fleischigen Gesicht der reanimierte FJS in jungen Jahren sein, derart ähnelt er ihm – und den Maxi-Haxen, die er mit sich rumschleppt und verkauft. Ein anderer erinnert mit seinem Cowboy-Hut (!) und seinem hässigen Gesichtsausdruck an J.R. Ewing, der im Festzelt auf der Suche nach Cliff Barnes oder Jeremy Vandell sein könnte ... Vis-à-vis von uns ein Zeitgenosse, der vermutlich noch vom Vorabend her hier ist und vermutlich auf seinen Einsatz wartet: **Biertrinker, wenn Ihr zeigen wollt, was Ihr so vertragen könnt, dann beteiligt Euch auch am Humper-Wettsaufen oder am Fingerhakeln! Eure Geschicklichkeit und Kraft könnt Ihr aber auch beim Wettsägen unter Beweis stellen.**

Die Lachmuskeln werden bis aufs Äußerste strapaziert werden, wenn die

«Geyener Stadtpööche», ein urkomisches Männerballett aus dem Umkreis von Köln, auftreten. Sie haben sich bereits in den Vorjahren mit ihren «Schwanenschritten» in die Herzen der Calper Karnevalisten getanzt. Sehr schön. Leider werden wir die Balletteure heute Abend aber nicht mehr erleben, weil wir nach einer Stunde meiner Real-satire Genüge getan haben. Aus, Schluss, Gnade schuss. Den 9. Oktober sollten sich übrigens nicht nur die Folklore-Freunde vormerken. Ab 12 Uhr gibt es nämlich Freibier. Dann rutscht die Paella, die von den verschiedenen Calper Vereinen im friedlichen Wettbewerb in großen Pfannen, begleitet von guten Ratschlägen der Umstehenden, zubereitet wird, umso besser.



Das ungelöste Rätsel rund um Zimmer 72 ...

“ Ich unterstelle Ihnen mal was: Auch Sie haben dann und wann die verrücktesten Träume. Ein Traum, der bei mir ständig wiederkehrt, ist der Umstand, dass ich fliegen kann. Ein Psychologe würde dazu vermutlich analysieren, dass der Träumende dazu neigt, abzuheben, nicht wirklich mit beiden Beinen auf dem Boden der Wirklichkeit steht. Dabei gelte ich als Bodenständiger. Henusode, lassen wir das. Etwas, dessen ich mir auch bewusst bin: Mein Unterbewusstsein lässt mich in Technicolor träumen, farbig, gar keinen Zweifel. Möglicherweise auch im Format 16:9 und in Stereo. ”

Und mag ich noch so intensiv träumen: Kurz nach dem Aufstehen meldet sich das Unterbewusstsein ab, so dass ich bereits einige Stunden später null Ahnung mehr habe, was mir nachts so durch den Kopf gegangen ist. Aber da gibt es die berühmten Ausnahmen, auch bei meiner Frau. Währendem sie (!) kürzlich mit der Eröffnung einer Migros-Filiale auf dem Jungfrauoch (...) beschäftigt war, ging es bei mir um ein Freudenhaus. Und da insbesondere um ein Zimmer mit der Nummer 72. Nun müssen Sie etwas wissen: Es ist in Tat und Wahrheit schon vorgekommen, dass ich mir beim Aufstehen einen Traum notiert habe und – in den Grundzügen – im Geschäftsleben als Idee weiterentwickelt und umgesetzt habe. Ganz nach dem Motto «Der Herr gibts den Seinen im Schlafe». Wunderbar. Ob allerdings die heutige Story zur Rea-



lisierung taugt, darüber müssen schon andere befinden, zum Beispiel die Betreiber des Etablissements «petite fleur» (oder so ähnlich) in Zürich. Meinerseits habe ich nämlich genug damit zu tun, das Geheimnis um Zimmer 72 zu lösen. Nun aber schön der Reihe nach.

Ein bekanntes und offenbar ebenso beliebtes Freudenhaus – im Volksmund auch despektierlich als «Puff» bekannt – in einer Schweizer Stadt hat an einem Samstag seine Türen für die Öffentlichkeit geöffnet. Mit dieser eher ungewöhnlichen Massnahme wollten die Verantwortlichen in der Bevölkerung Goodwill schaffen. Dem Anlass ging eine breit angelegte Presse- und PR-Kampagne voraus (von einer grossen Schweizer Boulevardzeitung ermöglicht). Die Veranstaltung gerät, wohl ganz nach dem Gusto der Organisatoren, zum eigentlichen Volksfest. Vor dem Haus der Freuden wurde ein eigentlicher Chilbiplatz installiert, mit Rittigampfi und Rössli Spiel für die Kleinsten (für die etwas Grösseren gibt es originelle Spiele mit attraktiven Preisen rund um das Thema «Pariser» zu gewinnen, gestiftet vom Bundesamt für das Gesundheitswesen). Und obwohl absichtlich keine Festredner eingeladen wurden, sind viele Promis zugegen, um Volkes Nähe zu markieren. Auch die inter-

nationale Presse lässt sich nicht zweimal bitten.

Ich selber bin von Unbekannt auf Zimmer 72 bestellt, per 18:00 Uhr; bloss weiss niemand im Haus, wo sich das Zimmer genau befindet, also renne ich wie von der Tarantel gestochen umher, alle Zimmer auf jedem Stock absuchend. Nirgends eine 72. Auf meiner Odyssee kommt mir auf einmal ein nicht ganz unbekannter Stadtpräsident aus dem Kanton Bern entgegen, freude(nhaus)strahlend. Mit ihm eine gemeinderätliche Delegation («Hallo, Herr Bornhauser, schön, auch Sie hier zu sehen!») – und alle halten sie rosarote Ballons mit dem Aufdruck «Think pink!» in ihren Händen. Aus Platzgründen verzichte ich hier bewusst auf detaillierte Erklärungen zum Slogan – im Minimum Insider wissen eh Bescheid.

Bornhauser nimmt einen neuerlichen Anlauf bei seiner Suche nach Nummer 72, im UG beginnend, wo sich allerdings, würden wir im Jargon der Filmregie reden, lediglich Räume für Special Effects befinden. Rauf ins EG, wo sich immer mehr gutgelaunte Leute drängen und die bereitliegenden Prospekte des Hauses mitnehmen. Zimmer 01, 02, 03, 04. Erster Stock: 11, 12, 13, 14... Logischerweise müsste ich auf der siebten Etage suchen, jene gibt es aber nicht. Wie ich mich dann knapp unterhalb des Estrichs verirre, finde ich Zimmer 72. Endlich! Da bis zum Treff um 18:00 Uhr noch knapp eine halbe Stunde verbleibt, begeben sich mich auf den Vorplatz, wo weiterhin Jubeltrubel-Stimmung angesagt ist. Mit ein paar Kollegen («Bisch o s' erschte Mal hie?») hocke ich bei einem Bier zusammen. Nach einer Weile der Blick auf die Uhr: 18:25 Uhr! Ich renne rauf. Vor der Nummer 72 steht bereits ein Hutmandli und begehrt ebenfalls Einlass. In diesem Moment geht die Türe auf. Eine

mir unbekannte, aber durchaus attraktive und charmante Blondine strahlt mich an, wie sie mich erblickt, um umgehend ein Regenwettergesicht aufzusetzen, als sie bemerkt, dass noch jemand anderer vor mir wartet. «Sorry, ich habe mich wohl verspätet, tut mir Leid, entschuldigen Sie mich bitte», versuche ich mich bei Beauty aus der Affäre zu ziehen. «Das macht doch nichts, du kannst nach ihm da kommen», zwinkert sie mir zu, währenddem sie auf das Mandli zeigt. Toll.

Dann der eigentliche Hammer, resp. ein ungewohntes Geräusch. Schon bin ich hellwach, an ein Weiterträumen ist nicht zu denken. Und so wird das Rätsel um Zimmer 72 für mich wohl für immer ungelöst bleiben. Es sei denn, jemand in der Leserschaft sei spezialisiert auf Traumdeutung und melde sich bei mir: thomas.bornhauser@gmaare.migros.ch Selbstverständlich würde ich Sie dann über das Ergebnis der Tiefenanalyse in einer neuerlichen Kurzgeschichte umgehend informieren.

PS. Aktuellster Traum aus dem Hause Bo: Ich spiele in einer Fussballmannschaft gegen Manchester United, in Manchester, in einem ausverkauften Stadion. Getschüttet wird mit einem Kürbis. Nach ungefähr 20 Sekunden Spielzeit muss ich, als Stürmer, den bereits arg havarierten Kürbis einwerfen, in der Nähe der gegnerischen Cornerfahne. Ich sehe einen Manchester-Verteidiger zurück zu seinem Goal rennen, werfe den Kürbis (resp. das, was noch von ihm übrig geblieben ist) direkt auf ihn – und der rennt samt Kürbis ins eigene Tor. 1:0 für uns, auswärts in Manchester. What a feeling!

TWORK®: Die bedeutendste Erfindung seit dem Schlüsselanhänger!

“ Nach Rennern wie den Carmen Curlers, den Büchsenravioli und dem Zweitfernseher setzt eine neue Erfindung an, die Welt zu erobern. Die Rede ist vom TWORK®, dem drehbaren Weinkorken (Englisch TWist-Off-CoRK genannt und entsprechend abgekürzt). Der TWORK® wird demnächst in der Schweiz auf den Markt kommen, die Wein-Lobby hierzulande gründlich durcheinanderschütteln und den Markt neu aufmischen. Hier und heute lesen Sie exklusiv, wie der TWORK® erfunden, entwickelt, perfektioniert und zur Marktreife gebracht wurde. An der Hochschule St. Gallen HSG ist der TWORK® bereits vor seiner Markteinführung Gegenstand einer Fallstudie («The Global Revolution of Wine Marketing»). ●●

Party war angesagt, Grillieren, bei meiner Bürokollegin Andrea. Mit von der Partie: Claudia, Larisa, Jacqueline, Lilian und Barbara, ebenfalls Migros-Kolleginnen (Sie sind ganz schön clever, wie Sie das jetzt wieder kombiniert haben – ich war wirklich Hahn im Korb!). Und so sassen wir zfride im Garten und diskutierten über Gott und die Welt, hächelten über jede Menge Zeitgenossen und lachten drauflos, wenn jemand eine Parodie über diesen oder über jene abgab. Wunderbar. So richtig aus dem Leben. Das alles gab natürlich Durst. Und so kam es, dass ich plötzlich mit einer leeren PET-Flasche Mineralwasser rumspielte. Irgendwo, da lag auch ein Weinkorken rum. Eignet sich

immer gut zum Spielen, so ein Zapfen, vor allem wenn man parallel dazu lustiges Züugs verzapft. Irgendwann ergab es sich dann, dass ich besagten Korken in die leere Mineralwasserflasche schob, den Flaschenhals damit verstopfte und die Flasche dann mit dem eigentlich dazugehörenden Drehverschluss aus Plastik zusätzlich verschloss. Sah noch ganz lustig aus, diese Zufallskonstruktion. Je länger ich den Doppverschluss betrachtete, still und leise, in mich gekehrt, je mehr reifte eine Genialität in mir heran: Die Menschheit hatte soeben die Geburtsstunde des TWORK® erlebt! In Abwesenheit, sozusagen. Mir war, als ob zmitzt am Nachmittag ein Stern am blauen Himmel zu leuchten begänne.

«Schaut mal her, ich habe soeben etwas erfunden: Den abschraubbaren Weinkorken ...», bekamen die Kolleginnen zu hören. Eine Lachsalve war die Antwort. «Und wie soll das Ding heissen?», kam von Lilian wissbegierig retour. «Hmmm... wie wäre es mit ... mit ... Twork, als Abkürzung für Twist-Off-Cork?» Die Begeisterung der Ladies hielt sich zuerst im Rahmen, aber bei Propheten im eigenen Lande; na, Sie wissen schon. Jedenfalls liessen wir daraufhin unserer aller Fantasie freien Lauf. Und es kam einiges dabei raus, zum Beispiel, dass der TWORK® unbedingt eine eigene Homepage haben müsste. Ganz klar, als www.twork.com. «Dotcom» war deshalb wichtig, weil wir sofort an die Börse wollten, noch vor Inangriffnahme der eigentlichen Produktion und Promotion. Nasdaq-Composite-Index stützen und so, in diesen schweren Zeiten der New-Technology-Aktien. Wir waren uns plötzlich sicher, dass



die Wall Street nur auf den TWORK® wartete, sich dessen aber überhaupt nicht bewusst war.

Erstmals ins Grübeln kamen wir bei der Verwendung des gigantischen Börsengewinns, den wir selbstverständlich umgehend reinvestieren würden. Ost- oder Westküste Floridas für unsere sieben Villen mit eigenem Bootshafen? Selbstredend müsste die neue Siedlung im Grünen (mit 18-Loch-Golfcourse) Tworkville heissen. Wegen des genauen Stand-

orts sind wir noch uneins, aber Charley Johnson von der Florida Prudential wird uns das bestimmt schaukeln. Eine wichtige Frage haben wir noch nicht geklärt: Wie wohl unsere Arbeitgeberin reagieren wird, wenn wir alle gleichzeitig unser Arbeitsverhältnis aufkündigen? Ob Sammelkündigungen in der Schweiz statthaft sind? Mal sehen.

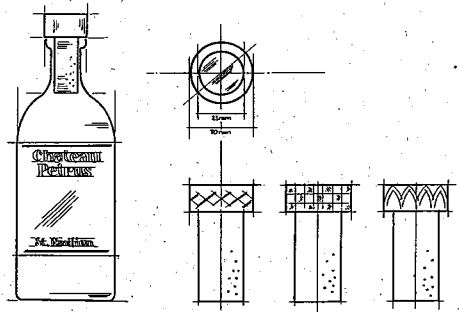
Great minds think alike: Plötzlich war niemand mehr zu bremsen, das Brainstorming out of control. «Pass auf die Flasche auf!», hiess es auf einmal weiblicherseits, «schliesslich könnte der Prototyp später einmal wertvoll sein.» Wie wahr. Und auf einmal sehen wir die erste réal existierende Flasche mit dem original Ur-TWORK® (sie steht würdevoll vor mir, während ich diese Zeilen in den PC haue) als Kultobjekt im MoMA, dem Museum of Modern Art in New York. Unmittelbar neben Andy Warhols Farbbildern von MM. Undsowweiterundsofort. Ich schätze, die Marketing Schweiz AG hat selten sowas von konzentrierter Brainforce erlebt.

Falsch. Das war's nun überhaupt noch nicht. Denn am nächsten Tag hat Cartoonist Beat Sigel von mir den Auftrag erhalten, technische Zeichnungen des TWORK® anzufertigen, möglichst so, dass ein Aussenstehender nach dem Studieren der Skizzen sich nicht mehr sicher ist, ob das Ding nun ein Riesenscherz oder ein echter Shooting Star sein soll.

Und so geht die Story weiter: 14 grosse Weinhändler sowie die Eidg. Forschungsanstalt für Weinbau haben von mir, als angeblichem CEO der TWORK® (Suisse) Enterprises Inc., eine Offerte zur Schweizer Generalvertretung des TWORK® erhalten. Auszüge aus dem Brief: «Wie Sie den beiliegenden Skizzen entnehmen können, sind Korken und Drehverschluss jetzt zu einer Einheit verschmolzen. Beide Vorteile vereinigen sich jetzt auf ein Produkt. Auf der einen Seite ist das Öffnen des Verschlusses sehr leicht, auf der anderen Seite garantiert der TWORK® die Qualität des Weines, weil aus absolut naturähnlichem Polydryha-

mid hergestellt. Polydryamid wiederum dichtet einerseits optimal ab, ist dank seiner Zellstruktur aber dennoch luftdurchlässig. Der TWORK®-Stöpsel, der eigentliche Korken, ist absolut geschmacksneutral, über Jahre hinweg. George D. Russell, einer der führenden Önologen Amerikas, bezeichnet die Eigenschaften des TWORK® schlicht und einfach als «outstanding».

Ob und wie die helvetischen Weinhändler reagiert haben und ob wir sieben Genies wirklich vor einer Goldgrube namens TWORK® stehen, das verrate ich Ihnen auf den nächsten beiden Seiten.



PS: Wegen des Sterns am Himmel – das war bloss die Spiegelung der Sonne in einem Flug.

Vom Jäger des verlorenen TWORKS®

“ In der letzten Kurzgeschichte habe ich Ihnen davon erzählt, wie **Andrea, Larisa, Claudia, Barbara, Jacqueline, Lilian und ich kurz vor einem gigantischen Börsengewinn und einem ebenso genialen Dolce vita stehen. Und das alles dank des TWORK®, dem abschraubbaren Weinkorken. Unsere geniale Idee haben wir 15 Schweizer Weinhändlern vorgestellt, (angebliche) technische Zeichnungen des TWORK® beigelegt und den Firmen die Schweizer Generalvertretung angeboten. Sagen wir es so: Die Reaktionen hielten sich im eng helvetischen Rahmen, wenn es um Weltneuheiten geht. Und dass es sich gar um einen Scherz handeln könnte, darauf ist gar niemand erst gekommen ...** ”

Kleines Update zu Beginn: Während einer Gartenparty mit den Kolleginnen unserer Abteilung, da spiele ich mit einem Zapfen rum – und stosse das Ding in eine Mineralwasserflasche, wo er prompt im Flaschenhals stecken bleibt. Zusätzlich wird der Originalverschluss aufgeschraubt. Sieht ganz popig aus. Und so entsteht die Idee des revolutionären TWORK® (aus dem Englischen: TWist-Off-CoRK, was abschraubbarer Korken heisst). Die sechs Kolleginnen und ich stellen uns den Welterfolg des TWORK® schon vor. Und mit dem Börsengewinn wollen wir ab nach Florida, Villen bauen und so. Und Tworkville gründen. Auf einmal nimmt mich wunder, wie seriöse Schweizer Weinhändler wohl auf diesen Ulk reagieren, wenn ihnen die Schweizer Generalvertretung des TWORK® angeboten wird. Fallen sie auf den Gag rein? Riechen sie den Braten und antwor-

ten ebenso humorvoll-seriös? Werden sie sauer? Antworten sie überhaupt? Liebe Leserinnen und Leser, es ist ernüchternd, wie wenig Humor wir Schweizer im geschäftlichen Alltag haben. Na ja, zumindest meine diesbezüglichen Korrespondenzpartner ...

Ich darf sie Ihnen vorstellen: Bataillard in Rothenburg, Rutishäuser in Scherzingen, Martel in St. Gallen, Zweifel in Zürich, Coop Weinkellereien in Basel, Hammel Rolle, Provins Ardon, Mövenpick Zürich, Gastrovin Dübendorf, Obrist Vevey, Riegger Birrhard, Landolt Zürich, fenaco -volg-Weinkellereien Winterthur, Schuler Glattbrugg sowie die Eidgenössische Forschungsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil. Genau am Tag, als die Briefe den Weg in die Briefkästen finden, da verreisen Bo's für zwei Wochen in die Ferien. Telefonische Rückfragen sind also nicht möglich, die Angeschriebenen müssen sich schon schriftlich bemühen. Bei unserer Rückkehr, da liegt genau eine einzige önologische Antwort vor, von den Martel-Leuten in St. Gallen: Sie haben meinen Brief kopiert und mit Hand einen Satz hingekritzelt: «Danke für Ihre Nachricht, doch sorry, wir haben kein Interesse, dieses Produkt als Generalagent zu vertreiben.» Unterschrift unleserlich. Henusode, wenigstens haben Martels auf die Effiziente und innert dreier Tage reagiert. Allein das hebt sie schon von ihren Marktpartnerinnen ab.

Bei allen anderen Firmen herrscht Funkstille. Seich, damit kann ich ja kaum

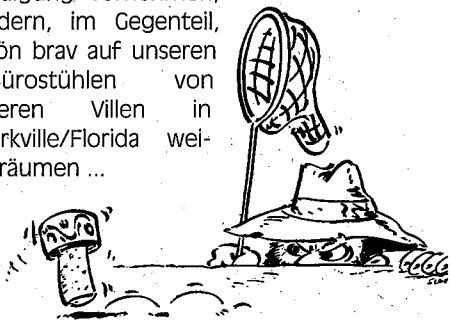
eine zweite Realsatire zum Thema schreiben ... Also erhalten die 14 Nichtkorrespondenzler ein zweites Schreiben, mit der nochmaligen Bitte, sich des TWORK® anzunehmen und mir Bescheid zu geben. In den nächsten acht Tagen passiert vierzehnmals nichts, gar nichts. Also schreibe ich den meisten zusätzlich eine E-Mail, mit dem Bittibätti, mir doch wenigstens zu antworten – und zwar bis am folgenden Mittwoch. Das ist deshalb wichtig, weil tags darauf die einzig wahre Geschichte rund um den TWORK® veröffentlicht wird und ich den Firmen diese erste Story sofort zustellen will, mit einem süffisanten Kommentar ...

Déjà vu: Wieder passiert nichts. Weil ich aber umsverworgen Echos brauche, greife ich am Mittwoch zum Hörer und rufe das eine oder andere Unternehmen an. Zum verbalen Einlaufen wähle ich Bataillard in Rothenburg aus. Kurt Koch weiss denn auch auf Anhieb, wovon ich spreche. Weshalb aber hat er nicht geantwortet? «Das ist so: Ihre Anfrage liegt auf meinem Pendenzenbigeli für die nächste Marketing-Sitzung. Ich möchte die Meinung der Kollegen einholen. Das ist doch schon etwas, nicht wahr?» Ich kann Herrn Koch begeistert zustimmen. Immerhin gibt er dann noch zu bedenken, dass für eine allfällige Umstellung der Abfüllanlagen riesige Investitionen getätigt werden müssten (ganz abgesehen von der Akzeptanz bei der Kundenschaft). Leuchtet ein, die Anlagen müssten beim TWORK® ja künftig nicht bloss einen Korken reinstossen, sondern danach auch eine Drehbewegung ausführen, ohne dass sie sich dabei die Gelenke oder Scharniere ausrenken.

Und nun, liebe Leserinnen und liebe

Leser, kommt ein schampar heikles Kapitel, jenes bei Coop in Basel. Eh ja, als Migros-Mann muss man(n) aufpassen, was man über die wichtigste Marktpartnerin schreibt, nicht wahr? Immer schön artig sein. Anyway: Da es um Wein geht und wir beide auf diesem Sektor keine Konkurrentinnen sind, sei meine Basler Odyssee kurz beschrieben ... Zuerst versucht die Telefonistin an der Elsässerstrasse, mich mit der Marketingabteilung zu verbinden. Mehrmals. Beim Warten ist Backgroundmusik von Céline Dion und Bryan Adams zu hören. Kurz bevor ich einnicke, holt mich Herr Hodler aus dem Träumen, Sekunden danach spreche ich mit Frau Hurni, sozusagen als Jäger des verlorenen TWORKS®, weil niemand bei Coop die beiden Briefe gesehen hat. Herr Balzano, Leiter des Weinladens, so Frau Hurni, könne mir aber bestimmt weiterhelfen. Kann er jedoch nach eigenen Angaben nicht, aber vermutlich die Leute im «Hochhaus» oder, noch besser, Herr Truninger in Pratteln. Beim Warten auf Truninger kommt Klassik aus dem Telefonhörer. Der TWORK® ist auch ihm kein Begriff, vom Schiff aus betrachtet sei Coop jedoch mit Sicherheit nicht daran interessiert, aus verschiedenen Gründen. Kann man nachvollziehen: Investitionen und so. Und überhaupt.

Wiedernauchimmerseinmag: So wie das aussieht, werden meine Kolleginnen und ich wohl keine übereilte Kollektivkündigung vornehmen, sondern, im Gegenteil, schön brav auf unseren M-Bürostühlen von unseren Villen in Tworkville/Florida weiterträumen ...



Hilfe! Wo ist denn der 30. Franken geblieben?

“ **Praktisch, nicht? Weil ich im Moment eigentlich nichts zu sagen habe – und das im Zeitalter der Kommunikation –, da werde ich Sie kurzspitz mit einigen weiteren meiner Lieblingswitze unterhalten, sozusagen das Praktische mit dem Angenehmen verbinden, weil ich Witze ständig vergesse (waaas, Sie auch?). Hiermit seien sie für die Ewigkeit niedergeschrieben.** ”

Schärli hat einen über den Durst getrunken. Also beschliesst er, nicht über die Autobahn nach Hause zu fahren, sondern hintenrum, über die Landstrassen. Es ist 02:20 Uhr. Nach knapp zwei Kilometern Autofahrt sieht er am Strassenrand ein kleines rotes Männchen stehen. Das Männchen winkt, Schärli hält an, dreht die Scheibe auf der Beifahrerseite runter: «Wer bist denn du?» – «Ich bin ein kleines rotes Männchen vom Mars, ich bin schwul und ich habe Durst. Hast du etwas zu trinken?» Schärli, Humanist, lässt sich nicht zweimal bitten: «Hier hast du eine Dose Coca-Cola, reicht das?» Das rote Männchen bedankt sich artig, Schärli fährt weiter. 800 Meter später: Ein grünes Männchen steht am Strassenrand. Das grüne Männchen winkt, Schärli hält an, dreht die Scheibe auf der Beifahrerseite runter. «Wer bist denn du?» – «Ich bin ein kleines grünes Männchen vom Jupiter, ich bin schwul und ich habe Hunger. Hast du etwas zu essen?» Schärli, noch immer Humanist, weiss Rat: «Hier hast du ein Sandwich, reicht das?» Das grüne Männchen bedankt sich artig. Schärli fährt weiter. 700 Meter weiter: Ein blaues Männchen steht am Strassenrand. Das blaue Männchen winkt, Schärli hält

an, dreht die Scheibe auf der Beifahrerseite runter: «So, du kleines schwules blaues Männchen, was für ein Problem hast du denn?» – «Polizeikontrolle, Führerausweis, bittel»

Und nun öppis für aufgeweckte Zeitgenossen (wie gemacht, für Sie!): Drei Buben gehen in ein Sportgeschäft und kaufen dort einen Fussball. Kostet 30 Franken. Jeder der drei Buben gibt dem Verkäufer eine Zehnernote. Noch bevor er das Geld in die Kasse eingetippt hat, verlassen die jungen Tschütteler den Laden. Und just beim Eintippen merkt der Verkäufer, dass der Ball nicht 30, sondern nur 25 Franken kostet. Also legt er die drei Zehnernoten in die Kasse und nimmt fünf Einfränkler raus. Weil ein Grundehrlicher, rennt er den Buben nach. Unterwegs merkt er allerdings, dass sich fünf Einfränkler gar nicht durch drei teilen lassen, also behält er zwei Franken für seine Ehrlichkeit. Als er die drei Buben erreicht, gibt er jedem einen Franken retour, so dass jeder der Jünglinge neun Franken bezahlt hat. Dreimal 9 Franken ergeben 27 Franken, zwei Franken hat der Verkäufer für sich behalten, macht 29 Franken. Quizfrage: Wo bleibt der 30. Franken?

Ein Cowboy – in seiner Freizeit ist er Bauchredner – trifft in der Wildnis auf einen Indianer mit einem Hund, einem Pferd und einem Schaf. Der Indianer erklärt dem Cowboy, dass er seit mehr als einem halben Jahr keinem Menschen mehr begegnet ist. Aber seine drei Tiere



seien gute Kumpels. Cowboy: «Darf ich mal deinen Hund fragen, ob der es auch so sieht?» Indianer: «Hund kann nicht reden.» Cowboy: «Hallo alter Hund, wie geht's denn so?» Der Hund, sozusagen aus dem Bauch heraus: «Oh, mir geht's gut, mein Herr behandelt mich gut, füttert mich, geht zweimal pro Tag mit mir aus. Ich kann mich wirklich nicht beklagen!» Der Indianer schaut ganz erstaunt. Cowboy: «Aha, darf ich mal mit deinem Pferd reden?» Indianer: «Pferd kann nicht reden.» Cowboy: «Hallo altes Pferd, wie geht's denn so?» Das Pferd: «Och, mir geht's super! Mein Herr behandelt mich gut, reibt mich trocken, füttert mich. Auch ich kann mich nicht beklagen!» Der Indianer wird kreideweiss

im Gesicht. Cowboy: «Kann ich mal mit deinem Schaf reden?» Indianer: «Schaf lügt!»

Franz liegt auf dem Sterbebett. Seine Ehefrau hält die Nachtwache bei ihm. Sie lässt seine zitternde, zerbrechliche Hand nicht los. Tränen rinnen über ihre Wangen. Sie betet leise das Vaterunser. Durch ihr Beten weckt sie Franz aus seinem leichten Schlaf. Ausgemergelt sieht er zu ihr auf, seine weissen Lippen bewegen sich schwach. «Liebste Rosmarie», flüstert er leise. «Sei ruhig, mein Liebling», antwortet sie, «ruhe dich aus, pssst, sprich nicht.» Doch Franz gibt keine Ruhe. «Rosmarie», sagt er mit müder Stimme, «ich ... ich muss dir etwas gestehen.» Schweiß rinnt ihm über die Stirn, seine Hand verkrampft sich. «Du musst mir nichts gestehen,» antwortet die wei-

nende Rosmarie, «es ist alles in Ordnung, schlaf. Schlaf.» – «Nein, Liebste. Nein. Ich muss in Frieden sterben. Ich ...» Er holt pfeifend Luft: «Ich habe mit deiner Schwester und deiner besten Freundin geschlafen, hatte ein Verhältnis mit ihnen, über Monate hinweg.» «Ich weiss», antwortet Rosmarie, währenddem sie seine Hand streichelt, «darum habe ich dich ja auch vergiftet, mein Schatz.»

Ein Mann, 47 Jahre alt, sehr bemüht, jung auszusehen. An seinem Geburtstag entscheidet er, sich das Gesicht liften zu lassen. Er lässt die Operation machen und verlässt mit seiner neuen Visage überglücklich die Klinik. An einem Zeitungskiosk kauft er eine Zeitung, die er eigentlich gar nicht will, nur um dem Verkäufer eine Frage stellen zu können: «Sag mal, mein Freund, nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich würde Sie gerne etwas fragen: Wie alt schätzen Sie mich?» Der Kioskverkäufer antwortet: «Hmmm, noch schwierig zu sagen. 35? 36?» Der Mann freut sich: «In Wirklichkeit bin ich 47!» Später geht der Mann zu McDonald's, bestellt einen Big Mac, den er eigentlich gar nicht mag, und fragt den Kassierer dasselbe. Dieser sagt: «Na ja, ich schätze Sie so 33 oder 34.» Der Mann, vor Selbstsicherheit schon wieder ein bisschen gewachsen, antwortet: «Nein, ich bin 47!» Auf dem Weg nach Hause nimmt er den Bus und setzt sich neben eine alte Frau. Wieder fragt der Mann: «Verzeihen Sie, meine Dame, wie alt schätzen Sie mich?» Die Alte schaut ihn nachdenklich an mit ihrem faltigen Gesicht: «Sehen Sie, mein Sohn, ich bin bereits 79 Jahre alt und ich kann nicht mehr richtig sehen. Aber als ich jung war, hatte ich eine eigene Methode, um das Alter der Männer zu erraten. Ich habe einfach meine Hand in ihre Hose gelegt und habe jedem sein genaues Alter gesagt.

Der Mann zögert ein wenig. Da aber sonst niemand im Bus sitzt, wagt er den Versuch. Also sagt er der alten Frau, sie solle mit ihrem Test anfangen. Diese legt ihre rechte Hand gefühlvoll (...) in seine Hose und nach ziemlich genau vier Minuten, sagt sie: «Sie sind 47 Jahre alt.» Der Mann ist völlig perplex: «Aber... Sagen Sie ... Das ist ja unglaublich! Wie machen Sie denn das, es stimmt nämlich!» – «Mon cher, ich stand im McDonald's hinter Ihnen ...»

Brief an einen Psychologen: «Lieber Herr Doktor! Sie müssen mir helfen, bitte! Das Problem ist mein Mann. Er ist schier unersättlich. Immer will er etwas von mir. Vor dem Aufstehen, nach dem Zmorge, bevor er zur Arbeit geht (in der Pause kommt er manchmal sogar für einen Sprung nach Hause), vor dem Zmittag, nach dem Essen und noch kurz bevor er wieder ins Büro geht. Intensiv wird es/er dann am Abend, wenn er heimkommt. Vor dem Znacht, vor der Tagesschau und nach «10 vor 10». Es gibt Nächte, da stellt er sogar den Wecker auf 02:00 Uhr, weil es ihm dann besonders gefällt. Ich aber kann nicht mehr, bin völlig erschöpft. Sie müssen mir helfen, Herr Doktor! Was raten Sie mir? Ich danke Ihnen für eine rasche Antwort!

Mit freundlichen Grüssen
Ihre Annemarie B.

PS: Bitte entschuldigen Sie die verwackelte Schrift.»

Wenn es beim DNA-Spezialisten piept ...

Von Renate Hochmeister aus Wien

“ Bo-Anmerkung zu Beginn: Die Hochmeisters waren eine Zeit lang unsere Nachbarn in Wohlen. Hochsympathische Leute, mit drei Kindern. Manfred war *der* DNA-Spezialist im Berner Institut für Rechtsmedizin (er zählt in dieser Sparte zu den Besten der Welt), bis er nach Wien berufen wurde. Manfred ist echt ein cooler Typ, aber auch für mich der Inbegriff des «zerstreuten Professors», wie uns heute auch seine Frau aufzeigen wird. ”

Eines schönen Abends kommt mein lieber Mann von einem harten Arbeitstag nach Hause. Ich bin mitten im üblichen TohuwaboHO mit den Kindern. Mitten im Trubel die zuerst etwas verwirrende Frage: «Sag mal, Renate, hörst du was?» Und ob ich etwas höre, bei *dem* Lärm, den die Kinder veranstalten. Aber nicht dieser Lärm war hier gefragt. Der Gute erzählt mir, dass ihm bereits seit Verlassen des Postautos ein ziemlich enerrierender Piepston aufgefallen sei, im Lift unserer Hausanlage besonders laut, da müsse irgendetwas defekt oder wer weiss was noch Schlimmeres sein.

Nachdem die Kinder ihre Lautstärke auf ein halbwegs akzeptables Mass zurückgedreht haben, kommt das Aha-Erlebnis. Es piepst tatsächlich, und das gar nicht einmal so leise. Der Ton ist aber nicht zu lokalisieren. Zuerst wird der Lift inspiiziert, dann der Garten. Dann das ganze Haus. Wir schalten sämtliche Leitungen ab, Strom, Wasser, Heizung, aber es

piepst weiter. Ich klettere auf einen Sessel und lausche an der Decke. Nichts zu entdecken, nur zu hören. Was jetzt? In so einem Fall muss immer unser lieber Nachbar (ebenfalls ein Thomas, wenn auch kein Bornhäuser) ran. Nach kurzer Erklärung der Sachlage sind Thomas und Ehefrau und wir beide in unserem Wohnzimmer in einer Art Kriegsrat versammelt. Die ganze Prozedur noch einmal von vorne: Wasser abschalten, Strom abschalten, Heizung abschalten. Nichts zu machen, es piepst weiter. Mittlerweile sind alle Nervenstränge freigelegt, das Piepsen ist nämlich schrecklich schrill und enerrierend.

In meiner Verzweiflung falle ich auf die Knie und lege mein Ohr auf den Fussboden (man muss sich die Szene einmal bildlich vorstellen!). Aha, da klingt es noch etwas schriller. Sofortige Diagnose aller: Fussbodenheizung, sonst kommt nix in Frage. Ich nehme die Arbeits-tasche meiner besseren Hälfte, will sie zur Seite stellen, um noch besser hören zu können. Plötzlich halte ich den Piepston in der Hand. Ungläubiges Staunen in allen Gesichtern. Die Tasche piepst! Eine Bombe? Natürlich nicht, Bomben piepsen schliesslich nicht, sie ticken. Also am besten reinsehen. Papiere, Akten, Bücher und dann endlich das Pieps-Objekt. Ein Diktiergerät! Des Rätsels Lösung: Der Chef meines Mannes hat es nach Gebrauch nicht abgestellt. Nachdem das Band zu Ende war, hat es sich nicht automatisch abgeschaltet, sondern ist «angestanden» und hat zu piepsen begonnen. Das war ungefähr zu dem Zeitpunkt, als das Postauto in der Station Oberwohlen Halt gemacht hat. Somit hat der Piepston



Auf jeden Fall haben am Ende des Tages sowohl meine Schwiegermutter als auch meine Mutter und natürlich ich mitsamt Ehegatten, Kindern und Grossvater insgesamt drei Wohnungen von A bis Z abgesucht. Logischerweise ohne Erfolg. Das Beste kommt aber erst: Zu

meinen Manfred von ebendort auf dem Weg nach Hause, im Lift und schliesslich bis in unser Heim «verfolgt». Merke: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, falls es einmal irgendwo piepst, wird der Arme sofort gefragt, wo sein Diktiergerät sei.

späterer Stunde läutet das Telefon in Wien - und wer ist dran? Unsere liebe Nachbarin aus Wohlen. Sie hätte da einen Mantel im Vorzimmer hängen, und jetzt habe sie schon mehrere in Frage kommende Personen gefragt, und keinem gehöre das gute Stück. Ob nicht zufällig Manfred so einen hätte und selbigen vermissen würde. Also, eines muss ich schon sagen: Das Timing war absolut perfekt. Bedenkt man dabei, dass zwischen Besuch in Wohlen und Telefonanruf gut und gerne zwei Monate ins Land gezogen sind. Da soll noch einer sagen, es gäbe keine Telepathie und die Esoterik sei ein Sch.....marrn. Beim Schreiben dieser Zeilen kommt mir in den Sinn, dass es auch noch jene Story zu unserer Berner-Zeit gab, da Manfred am Morgen ausnahmsweise mit dem Auto ins Büro fuhr, am Abend - sportlich, wie er damals war - nach Hause joggte, am nächsten (oder übernächsten?) Tag mit dem Auto wegfahren und dann Alarm schlagen wollte, Unbekannte hätten unseren Wagen aus der Garage geklaut ...

Wie wir letzten November nach dem harten Abschied wieder einmal zu Besuch in Wohlen waren, haben wir in der Hektik Manfreds neuen und dem kommenden Winter entsprechend warmen Mantel bei unseren Nachbarn vergessen. Der Clou war aber, dass weder die Hostettlers noch die Hochmeisters davon Notiz genommen haben. Eines Tages nun fragt mein lieber Mann, ob ich seinen Mantel «versteckt» hätte. Das ist übrigens sein Ausdruck für «ich habe keine Ahnung, wo ich das/den (an dieser Stelle können Sie jeden beliebigen Gegenstand einfügen) hingetan habe und wo ich es finden kann». Meine Antwort in messerscharfer Logik (Mister Spock hätte Freude an mir): «Entweder hängt er an der Kleiderablage oder im Kasten. Falls er weder da noch dort ist, könnte er bei deiner Mutter sein.» Bei schönem Wetter wäre es schliesslich möglich, dass man auch im Winter, speziell in diesem, ohne Mantel gehen kann, ohne gleich zu erfrieren.

Ich hoffe, wenigstens Sie wissen was «Eidechslivy» ist ...

“ Schliessen Sie mal Ihre Augen und stellen Sie sich Sonja Nef auf dem Siegerpodest vor. Was genau sehen Sie? Genau, Sie sehen mindestens die folgenden Schriftzüge: Milka, Vökl, Lange (Frau Nef trägt ihre Skischuhe bei Siegerehrungen nämlich ganz natürlich um den Hals, wie alle normalen Skifahrer beim Après-Ski auch), Reusch, Uvex, Marker, Crystal Arina, Conte di Firenze, Uniqa und Café de Columbia. Bei MvG ist es nicht viel anders, zumindest was die Quantität der Reklameaufschriften betrifft. Total gaga, was da abgeht. Und wer bezahlt den Quatsch, wer? Genau, die lila Schoggimoudis und die kristallklaren Mineralwassersäuerer. Sie, ich. Schön blöd. Aber nicht bloss im Sport geht die Werbepost ab, selbst bei Soaps, auch wenn damit nicht Palmolive oder Dove gemeint sind. ”

Als Vater einer 14½-jährigen Tochter, da ist die tägliche Ration GZSZ sozusagen Pflicht (siehe auch Seiten 56/57). Das ginge ja noch, würden wir uns en famille am Sonntagabend nicht auch noch gierig «Lüthi & Blanc» reinziehen. Weil nun alle 08:15-Serien nach dem gleichen Prinzip aufgebaut und abgespult werden, besteht bei regelmässigem Konsum die Gefahr möglicher Verwechslungen. Steht nun Sandra, die seit einigen Wochen schon nicht mehr alle Tassen schön der Reihe nach im Schrank hat, hinter der Theke des Daniels in Zürich? Oder ist es

Maja? Hilft dafür der liebenswürdige Willi alias Beat Schlatter (laut dem Konsumentenmagazin «Saldo» übrigens der beste Mailänderlibeck Helvetiens) bei Kai im Laden aus, weil Marie mit Lotta im Duett eine CD einspielen will? Und die Hurni, ist das nicht die Schwester von Martin, der in Flo verknallt ist, sie aber nicht heiraten kann, weil doch Franco seinen Sohn aus erster Ehe im Grotto versteckt?

Dass die Migros (von irgendwoher kenne ich die Bude doch ...) im Vor- und im Abspann uns Zuschauenden immer viel Vergnügen bei «Lüthi & Blanc» wünscht, das ist nicht bloss anständig, sondern verständlich, schliesslich bleicht der Grossverteiler als so genannter Presenting Sponsor die Summe «X» auf den Tisch, darf dafür die Schoggi-Linie aus Sainte-Croix in seinen Gestellen anbieten, obwohl in Büchs/AC hergestellt (Sie können noch folgen?). Interessanter ist es hingegen, welche Schweizer Firmen uns ihre Produkte schleichend präsentieren. Der Fachmann spricht hier von «Product Placement» (bitte, bitte, gern geschehen). Oder haben Sie ernsthaft geglaubt, der Vögele-Lastwagen würde zufälligerweise vorbeifahren, wenn die Kamera in der Totalen zur Zürcher Börse schwenkt, wo der böse Frick sein Büro hat und sein Unwesen treibt? Ich bitte Sie! Der Vögele-Lastwagen soll ganz bewusst in Ihr Unterbewusstes einfahren, damit Sie beim nächsten Einkauf eines Haustieres wie von Geisterhand gesteuert die nächste Tierhandlung ansteuern.

In der Sendung, da gibt es auch den Maurizio, der unerlaubterweise mit dem Lüthi-Modi verheiratet ist (das kommt in

den besten Familien vor, nicht bloss in Soaps). Item. Maurizios Familie kommt ursprünglich aus Sizilien, so auch seine Mama Filomena, die, wie es sich für Italienerinnen der alten Garde gehört, leidenschaftlich gerne kocht. So auch kürzlich Risotto. Und zwar gut sichtbar – certo! – mit jener Packung Reis, die gemäss Werbung niemals klebt. Wunderbar. Ich stelle mir vor, das wäre öppe das Gleiche, wie wenn Pierre Chevey im «Café place et poste» in Vercorin/VS, wo noch immer Henri Guisan an der Wand zum Rechten schaut, eines Tages uns nicht mehr die geniale Käsemischung seiner Schwester Francine im Caquelon, sondern eine Büchsenmischung Fondue auftischen würde. Bon appétit!

Martin Lüthi, zugeheirateter Schoggi-Boss, hat im Moment Lämpe wegen einer Expansionsinvestition in China. Das hat der Liebe aber – wie immer, wenn



Wichtiges ansteht – nicht selber gemerkt, sondern an einem Freitagmorgen noch mit Pflotsch in den Augen der Wirtschaftszeitung CASH entnommen. Um sicherzugehen, dass seinen schlitzäugigen und -ohrigen Chocolatiers im Far East Ungemach bevorsteht, da telefoniert er sicherheitshalber noch mit dem CASH-Redaktor, damit die Zuschauer das wirklich schnallen, das mit dem CASH. Anschliessend trifft er sich mit seinem Banker (der eine Mütze mit der Aufschrift «Golpparc Payerne» trägt) im Restaurant und bestellt für beide «eine Flasche Eidechsliwy». Sozusagen zur Feier des Tages. Damit die dummen Zuschauer und der wie in der Romandie halt wie üblich Französisch parlierende garçon auch hier nachkommen, wird dem Serverboy noch mit «Aigle les murailles» nachgeholfen. Santé!

Übrigens: Julia, Ehefrau des Maurizio, Schwester von Thomas, der seinerseits Heinz, den Vater von Lucky und Ehemann von Ursula, auf dem Gewissen hat (unbeabsichtigt), trifft Lotta, Exfreundin von Thomas, am liebsten im Spettacolo-Café, um ihre Sorgen zu besprechen.

Apropos: Einen Quantensprung in Sachen Product Placement haben wir letzten Sommer von unserem allseits verehrten und geschätzten Bundespräsidenten erlebt. Denn Moritz L. tauchte eines Tages persönlich bei Franco im Grotto auf. Nun, wenn dieses Producteigenplacement den Werbefritzen nicht ganz neue Dimensionen eröffnet, ja dann weiss ich auch nicht mehr weiter ...

«Mein Herr, Sie sind sicher, zweimal Fisch?»



☛ Heute gibt es Vorspeise, Hauptgang, Käsebuffet und Dessert serviert, wenn Sie so wollen – vier kleine Intermezzi, die zu einem Gänzen zusammenwachsen. Eine kleine Vorbemerkung dazu: Meine Hand(un)fertigkeit, die ist sprichwörtlich. Und davon handelt die erste Story. Aber, aufgepasst! Auch Kollega Christian Lüthi aus Boll bekommt sein Fett ab ... ☛

Der Heilige Petri ist bekanntlich der Schutzpatron der Fischer, der Heilige Weidmann jener der Jäger. Ich kann es mir nicht anders erklären, als dass auch die Hobbyhandwerker einen haben, nämlich den Heiligen Stewi. Und der hat mich kürzlich ganz schön im Stich gelassen. Wenn ich es mir richtig überlege, dann beginnt diese Geschichte im Grunde genommen am 28. Dezember 2001. An jenem Tag wurde unser Tannenbaum entsorgt. Das heisst, er wurde eben nicht entsorgt: Bornhausers stellen ihren Christbaum nämlich immer in ihren Garten. Als Ständer eignet sich das Loch, wo während des Sommers der Stewi-Wäscheständer aufgestellt wird. Die Nordmannstanne wertet dann, Jahr für Jahr, während vieler Wochen den Garten auf. Nur eben – am 28. Dezember 2001, da war plötzlich kein Loch mehr im gefrorenen und ganz leicht mit Schnee bedeckten Rasen zu finden. Gefluhe. Mit einem Schraubenzieher stoche ich wie wild nach dem vermaledeiten Rohr. Fehl-anzeige, als hätte sich das Ding durch Geisterhand in Nichts aufgelöst. Adieu,

weg. Anfang April dann, als es bereits recht warm ist, die Nagelprobe, weil Monika den Stewi aufstellen will. Und wirklich: Das Loch, das uns seit 14 Jahren beste Dienste leistet, ist verschwunden, samt Plastikrohr. «Wir haben im Keller noch ein Ersatzrohr, ich mache das», bekommt meine Frau zu hören. Noch bevor sie ihr bei solchen Sachen übliches «Bitte nicht!» schreien kann, gräbt der Unbegabteste aller Handwerker bereits ein Loch, öppe dort, wo sein Vorgänger stand. Nach fünf Minuten hole ich das Plastikrohr aus dem Keller. Zu dumm, es ist zu lang. Ohne Blutvergiesen (!) schneide ich ein ungefähr sieben Zentimeter langes Stück ab, so dass noch etwa 20 Zentimeter verbleiben. Passt perfekt. Na also, wer sind wir denn? Jetzt nur ringsherum mit Erde zuschütten und feststampfen. Zur Götterdämmerung kommt es tags darauf, als Monika die Wäsche hängen will und der Ständer sozusagen im ersten Anlauf kippt, auf ungefähr 60 Grad. Das Malheur bekomme ich telefonisch voravisiert, leicht gereizt. Zu Hause sehe ich dann im eigenen Garten eine Art angewandte Kunst. Aber eben: Über Kunst und Geschmack, da lässt sich bekanntlich (nicht) streiten ... Fazit: Nachbar Gilbert Doyon hat die Sache handwerklich am nächsten Tag ins Lot gebracht, einmal mehr, mit einem neuen Rohr samt dazu passender Halterung. Dem Heiligen Stewi sei Lob und Dank. Und dem lieben Gilbert auch.

Aber auch andere Zeitgenossen haben und geben sich handwerkliche Mühe. Kürzlich, da lief mir Leandro über den Weg, Sohn des Christian. In seinem Äcke,



da hatte Leandro eine breite Schneise im Haar, als ob ein Modellflieger in seinem Nacken zerschellt wäre. Ihn selber zu fragen, das wagte ich nicht, also erging meine Neugierde an seinen Vater: «Weisst du, wir haben eine Tondeuse

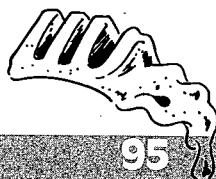
gekauft, und damit hatte ich noch keine grosse Übung. Beim ersten Ansetzen, da passierte wenig bis gar nichts, also habe ich die Übung wiederholt, mit ein bisschen mehr Druck ...» Kein Wunder, hat Leandro die nächsten paar Tage ständig die Kapuze seines Nike-Trainers hochgezogen.

Es gab eine Zeit, da war ich bei Hotelplan beschäftigt (siehe Seiten 54/55). Mit dem Vorspiel zu dieser kleinen Story will ich Sie an dieser Stelle nicht langweilen, deshalb direkt zu den Fakten, resp. ins mondäne Hôtel de Paris nach Monte Carlo, in welches mich Herr Rubinik, Chef der AMC Schweiz in Rotkreuz, zum Zmittag eingeladen hat (nachdem wir bereits im luxuriösen Loews-Hotel – benannt nach der gleichnamigen Kurve – genächtigt haben). Der Prunk ist erdrückend. Echte Meister an den Wänden, die bereits gedeckten Zweiertische sehen aus, als ob hier unter sieben Gängen und vier verschiedenen Weinen gar nichts läuft. Wie auch immer: Der Kellner kommt, heisst uns willkommen, schiebt uns die Stühle unters Phudi, reicht uns die Speisekarten und nimmt, einige Minuten später, die Bestellung auf. «Monsieur, comme premier plat, que désirez-vous?» Borni nimmt Meeresfrüchtesalat zur Vorspeise. Très bien. «Et après, Monsieur?» Landei Bo ent-



scheidet sich für Fisch, wenn er schon mal am Meer diniert. Böser und verwunderter Blick des Kellners: «Pardon, Monsieur, deux fois poisson?» Aua! Macht man offenbar nicht, in einem solchen Etablissement, zweimal Fisch zu wählen. Standhaft wie ich bin, bleibe ich dabei: «Oui Monsieur, deux fois poisson!» Herr Rubinik kann sich ein Schmunzeln nicht verkneifen.

Auch bei der Suchard-Tobler war ich mal engagiert. War eine tolle Zeit: Schoggi, Schoggi, Schoggi ... Zu jener Zeit, da gab es noch Führungen, in der Berner Länggasse. Einmal, da bemerkte ich so eine AHV-Besuchergruppe, just als sie bei der Degustation war. Und da wurde auf die Hochunanständige (um nicht zu sagen, auf die Widerliche) hinter dem Rücken der Hostess, alles in Taschen und Säcke verpackt, was rumlag, gierig. Einige Augenblicke später tat ich so, als ob ich rein zufälligerweise auf die Gruppe stossen würde. Gruss an die Hostess, Gruss zurück. «Meine Damen und Herren, schön, dass ich Sie zufälligerweise sehe. Ich möchte Ihnen nämlich gerne einen Fabrikationsraum zeigen, der heute erstmals in Betrieb ist.» Die Hostess wundert sich, ich gebe ihr mit Augenzwinkern zu verstehen, dass sie mich machen lassen soll. Also marschiere ich mit der Truppe zu jenem Saal, der Gästen üblicherweise nicht gezeigt wurde, weil ... zu warm. Als wir drinnen sind, da beginne ich zu referieren, jede Schraube ist plötzlich wichtig. Nach ungefähr einer Viertelstunde (Herrgott, isch das heiss gsi, dort inne!), da machen sich erste Flecken auf gewissen Vestons bemerkbar. Zeit also, die Übung mit einem inneren Schmunzeln abzubrechen.



Nicole, 34, blond, 176/64, Single, vermögend, sucht ...

“ Im Zeitalter der virtuellen Massenkommunikation, da passiert es einem eher, dass man mit einem völlig Unbekannten in Alberquerque (US-Bundesstaat New Mexico) dreimal täglich e-mailt und weiss, dass seine vierjährige Katze zur Zeit gerade unpässlich ist und sein Cherokee hinten rechts seit gestern auf dem Reserverad läuft, als dass man gemerkt hätte, dass die ältere Nachbarin im oberen Stock seit Tagen kein Lebenszeichen mehr von sich gibt und ihr Briefkasten überquillt. Aber auch per SMS lernt man immer wieder neue Leute kennen, vor allem, wenn sie sich bei der Wahl ... vertippen. ”

«Sorry, ich habe mich verwählt. Nicole.» Diese Messäage auf dem Handy liess mich kürzlich in den Skiferien in Vercorin nach dem obligaten doppelten Nokia-Doppelpiepser mit der einen oder anderen unbeantworteten Frage zurück. Mit der angegebenen Absendernummer (079 224 19 94*) konnte ich nämlich, so aus dem Gedächtnis heraus, wenig bis gar nichts anfangen, aber Besagtes ist sowieso nicht mehr, was es einmal war. Nicole schreibt mir also. In den männlichen Gehirnwinden – behaupte ich mal locker und bewusst verallgemeinernd – kommt bei einer derartigen Ausgangslage automatisch eine ganze Maschinerie in Gang. Nicole Who? Nicole Dubois von unserer Buchhaltung schliesse ich aus, weil eine Welsche. Sie hätte bestimmt en français geschrieben, abgesehen davon, dass sie

meine Natelnummer gar nicht kennt. Und ausser Nicole Dubois kenne ich keine Gleichnamige. Vor allem aber: Wie Nicole wohl aussieht? Angesichts des Umstandes, dass sie mit ihrem Handy mehr oder weniger umzugehen weiss (na ja ...), schätze ich, dass Nicole, auch nicht unbedingt ein Vorname aus dem vorletzten Jahrhundert, unter 80 sein muss. Aber sonst? Und weshalb ausgerechnet an mich? Fragen über Fragen.

Nun gehört husch eine Klammer geöffnet. Sagen Sie mal, haben auch Sie so Ihre geheimen, aber harmlosen Spielchen, die Sie selber mit sich spielen und von denen niemand eine Ahnung hat? Zum Beispiel frühmorgens, auf dem Weg ins Büro: Da male ich mir albens aus, dass der Gesichtsausdruck der achten Person, die mir über den Weg laufen wird, wegweisend für den Verlauf des Arbeitstages sein wird. Schaut er oder sie griesgrämig in die Welt hinaus, dann bahnt sich ein versch... Tag an, bei einem Lächeln hingegen sind die nächsten acht Stunden geritzt. Bingo! Man kann sein Glück aber durchaus erzwingen. Geht so: Kommt ein Möff daher, dann steht es 1:0 für einen wenig erbaulichen Tag – acht Leute später ein Lächeln, und schon steht es 1:1. Das Spiel lässt sich beliebig lange hinauszögern oder manipulieren, bis zum Moment, da «gut» in Führung liegt, worauf das Game aber augenblicklich abgebrochen gehört. Klammer geschlossen.

Zurück zur geheimnisvollen Nicole. Ich vermute plötzlich, dass sie mich kennt, gar nicht Nicole heisst und mich aus einem Jux mit Kolleginnen heraus zu

einer Antwort provozieren will. Möglicherweise ist sie ja sogar ein Er. Immerhin: Mit einer allzu provokativen Rückmeldung will ich es mit ihr ja nicht verderben. Was wäre denn (denken Sie an meine Fantasie!), es würde sich eben doch um eine steinreiche und weitsichtige Greisin handeln, die mich via jungen Notar als Alleinerben einsetzen will, weil ich ihr im Leben einmal Gutes getan habe? Was, wenn sich hinter Nicole die Kidman versteckt? Angriff ist noch immer die beste Verteidigung: «Teuerste! Wie kann frau sich zum Voraus verwählen?» Die Antwort kommt umgehend: «Frau kann bekanntlich alles.» Tiens, tiens ... Und so geht denn halt nur ein simples maskulines «Na, na ...» retour. Volltreffer! Im nächsten SMS lässt die schöne Nicole, die in Gedanken inzwischen zur 34-jährigen mutiert (90/60/90), aber noch immer reich ist, folgende Buchstabenkombination auf meinem Display aufleuchten: «Wer bist du denn überhaupt?» Merke: In der SMS-Familie, da duzt man sich. «Das isch d'Lüt usgfraget; typisch Frou. Güess who!», steht Sekunden später auf ihrem Handy zu lesen.

Würde es seit Nixon/Kissinger nicht bereits den Ausdruck der Ping-Pong-Diplomatie geben, würde ich mit virtuellem Ping Pong beschreiben, was während der nächsten Viertelstunde zwischen den beiden Handys abläuft, und das zur allgemeinen Verwunderung von Ehefrau und Tochter, die sich fragen, was Ehemann und Papa auf einmal und so dringend mit einer angeblich Unbekannten zu besprechen hat. Spontan vermute ich eine prima Bekannte hinter der Sache. Ein SMS wird losgeschickt: «Hör mal, Sweety-Pie, du nennst dich im Moment nicht zufälligerweise Nicole, nicht wahr?» Ihre stundenlange Nichtreaktion interpretiere ich als Eingeständnis. Eine Einschätzung, die am nächsten

Tag jedoch korrigiert werden muss, weil sie am besagten Tag ihr Handy gar nicht eingeschaltet hatte. Kann sie glaubhaft versichern.

Noch bevor meine mich liebende Gattin das Telefonbuch aufschlägt und nach der Nummer eines Scheidungsanwalts sucht, beenden Nicole und ich unsere Zweierkiste. Zuerst erklärt Nicole, dass sie ursprünglich ihren Freund hat anwählen wollen, dass sie aber heute einen Zahlensalat habe/mache und zunehmend verwirrt sei (kein Wunder, bei dem SMS-Partner ...), worauf ich mich zu erkennen gebe, mit Adresse, was wiederum immer Vertrauen bei den Frauen schafft. Das war's. War's das? Nicht ganz. Nimmt mich nämlich wunder, ob sie mir die Telefonnummer ihres Freundes verrät, damit ich checken kann, wie stark sich die Gute denn wirklich verwählt hat. «No chance» kommt mutz retour. Good girl.



*Nummer abgeändert, damit Nicole nicht SMS von Unbekannten erhält. Übrigens: Sie ist 24 Jahre alt, 162 gross und hat nach SMS-Angaben hellbraune Haare. Millionärin ist sie nicht. Behauptet sie.

Und nun lasst doch den Herrn Ogi endlich in Ruhe!

“ Situationskomik im Hause Bo: Kürzlich, da lief ein Song aus den Fünfzigern am Radio, «The Doggie in the Window», von einer mir unbekanntem Interpretin. Plötzlich die Frage unseres elfjährigen Sohnes Patrick: «Was singt die über den Ogi?» Gelächter allenthalben. Und dennoch: So abwächtig ist es gar nicht, dass einmal ein Hit mit Dölf National veröffentlicht werden könnte. Schliesslich hat es dem Mann ja bereits zu internationalen Ehren gereicht. Falsch! Doch nicht als begnadeter UNO-Sportminister, das muss er der Welt erst noch beweisen. Nein, auf einer Marke aus Liberia ist er abgebildet, auch wenn er auf dem Kleber eher wie der kleine kranke Bruder von Kommunisten-Chef Le Kha Phieu aus Vietnam aussieht, ebenfalls als Marke verewigt. Na und? Christoph B. wird es so oder so ärgern. ”

Liebe Leserinnen, liebe Leser, Sie können sich gar nicht vorstellen, wie sehr ich unseren jung gebliebenen alt Bundespräsidenten bewundere! Und das ist ehrlich gemeint. Stand da nämlich Ende 2000 in jenem Magazin, das bei illustren Schweizern und echten Promis nach eigenen Angaben näher rangeht, zu lesen: «Ich freue mich, dass ich jetzt endlich Zeit für mich habe. Und für die Familie!» Genau. Sie haben es erraten: Das hat uns Adolf Ogi persönlich mitgeteilt, mit eigenen Worten. Nun ja, so stand es emel geschrieben, in diesem Heftli. Wir alle – ich nehme an, Sie doch

auch! – mögen ihm das gönnen, dieses lang ersehnte Leben ohne die Medien, ohne das Rampenlicht, ohne diese ewige Ogipräsenz; pardon, ohne diese ewige Omnipräsenz.

Ist Ihnen aber auch unangenehm aufgefallen, dass man Herrn Ogi jedoch überhaupt nicht in Ruhe lässt? Im Gegenteil: Kein Tag vergeht, ohne dass wir nicht aus irgendeiner Zeitung wüssten, was unser rüstiger Frührentner am Vortag gerade so gemacht hat. Beni Thurnheer, Nella Martinetti, Sepp Trütsch, Art Furrer, Bernhard Russi und, vor allem, Anita Buri, wird das mächtig stören, wo sie alle doch sooo gerne hätten, dass Herr und Frau Schweizer – Sie, ich! – hautnah an ihrem ach so ungewöhnlichen Leben teilnehmen. Hoppla, fast hätte ich es vergessen: Das gilt selbstverständlich auch für Eva Wonenmacher und Otto Stich (der, mit dem Handtäschli).

Beispiel, gleichentags im April: Dem «Berner Oberländer» entnehmen wir, dass Adolf Ogi in Adelboden – im Bild mit dem Gemeindepräsi und dem Gemeinderatspräsi – eine wunderschöne Kuhglocke in Empfang nehmen durfte. Vom lokalen Kurverein gestiftet, für die «langjährige gute und freundliche Zusammenarbeit». Und wir vernehmen auch, dass Adolf Ogi seinerzeit für kurze Zeit im früheren Verkehrsbüro Adelboden gebügelt hat, unter Fred Rubi. Im «Thuner Tagblatt» lesen wir, dass Herr Ogi im UNO-Jahr der Freiwilligenarbeit in Kandersteg mit Studenten diskutieren wird. Die «Handelszeitung» ihrerseits allerdings ist weit weniger nett mit dem UNO-Sportminister. Im Gegenteil: Sie schießt eine Breit-

JOGING-FIEBER



seite ab. Ich finde das unfair. Und das bloss, weil er aus der Bundeskasse einen «Beitrag für Betriebskosten» für sein neues UNO-Amt bekommt, in sechsstelliger Höhe, wenn ich mich nicht irre.

Kürzlich, da hat uns der Herr Loeb vom gleichnamigen Warenhaus an der gleichnamigen Strassenecke in Bern in grossen Inseraten kundgetan, dass Herr Ogi live bei ihm sein würde, um über die Kraft der Bergkristalle, über die Wanderstrecken seines Vaters und um über weitere aktuelle Themen von öffentlichem Interesse zu sprechen (Schlagzeile in der Vorschau des «Bund»: «Dölf Superstar»). Ich also nichts wie hin, gegen Voranmeldung, schliesslich gehört es sich nicht, über jemanden zu schreiben, den man noch nie gesehen hat, selbst wenn man ihn sympathisch findet und ihn bloss vor der Journaille schützen will. Oder sehen Sie das anders? Eben.

Ich also ab zu Loeb. Bereits zehn Minuten vor Beginn der Veranstaltung ist der Saal gut besetzt. Dann, punkt 20:00 Uhr betreten drei Gladiatoren die Arena: François Loeb, Moderator Beat Hugi und, eben, Dölf Superstar. Sofort werden coram publico Nettigkeiten ausgetauscht – und noch husch Abstimmungspropaganda in Sachen bewaffneter Einsatz von Schweizer Soldaten im Ausland gemacht; eh ja, weil die Gelegenheit doch grad so günstig ist. An der Rückwand der kleinen Bühne sind die bisherigen Ogi-Bücher (einige weitere sind in Vorberei-

ung) schön nebeneinander aufgereiht, unübersehbar. Ob Dölf zum Schluss wohl noch welche signieren soll? Und wenn ja, welche Widmung soll er mir reinschreiben? «Lieber Bo»? Nein, das wäre dann doch too much. In der ersten halben Stunde erfahren wir sehr viel über Bergkristalle, weshalb Dölf seit 1987 immer einen söttigen im linken Hosensack trägt und welche Bedeutung sie jetzt auch für François Mitterrand, Kofi Annan und den Kaiser von China haben (oder war es der König von Spanien?). Zu dumm: Leider funktioniert die Tonanlage im Saal nicht, so dass jene Zeitgenossen im hinteren Teil des Raums, die nicht mit P.C.-Radarohren ausgestattet sind, Adolf Ogi mühsam von den Lippen ablesen müssen, sofern Sichtkontakt vorhanden. Ungeschickterweise plagt mich just an diesem denkwürdigen Abend ein lästiges Magen-Darm-Problem, so dass ich die Diskussion zu meinem grossen Bedauern leider frühzeitig verlassen muss. Was ich wohl noch alles verpasst habe?

Im Grunde genommen hat es nur die Berner Zeitung «Bernerbär» geheckt: Man sollte, zum Andenken an den ehemaligen Magistraten, zumindest in der Schweiz eine Rechtschreibereform umsetzen, die die Bedeutung dieses Staatsmannes für unsere Nation entsprechend würdigt, über sein Ableben hinaus. Fortan sollen sich Wörter mit «ogie» am Schluss mit einem Buchstaben weniger schreiben. Will heissen: Zoologi, Ornithologi, Psychologi, Geologi, Chronologi oder Astrologi.

PS: Jaja – ich weiss! Wenn ich an die erste Story in diesem Büechli denke, dann bin ich keinen Deut besser! Auch ich kann nicht von Adolf Ogi lassen ...

Inhaltsverzeichnis

Als UNO-Sonderbeauftragter des Sports, lieber Adolf Ogi	2
«Is there anybody out there?»	5
«E gueti Schnure mache» (Livia Anne Richard, Bern)	6
S'il vous plaît, Mesdames; après vous	8
Reaktion von Beatocello	11
Please meet Jane Seymour, David Duchovny and Beat Sigell	12
Vreni Spoerry tritt als Zürcher Ständerätin zurück!	14
Wenn sich dr Haueter u dr Reichert uf e Gring gäbe	16
Wie das Primeli in den Revisionsbericht kommt (Peter Steiner, Bern)	19
«Elfried und Jesus beobachten dich»	22
Und dafür weltbekannte Meister an den Bürowänden	24
Solidarität, Solidarität, Solidarität	27
Die Skis im Wald deponiert (Daniel Haller, Langenthaler Tagblatt)	29
Wenn dem Glücksvögel ein Pinguin die Strasse versperrt	30
«Amigo, es ist besser, wenn du meine Stadt verlässt!»	32
Grüssen Sie mir den Herrn Feng und den Herrn Shui!	35
Cand. med. vet. Robert Mancini	38
Das 1.-August-Referat (Hans Häusler, Wohlen)	40
Von der Beerdigung eines Bundesrates (Matthias Mast, Ittigen)	42
Von Scheinheiligen und einem Kämpfer aus Burgdorf	44
Bieler parkieren in Schopfo. Und umgekehrt.....	46
Weshalb ich in einem früheren Leben ein Tiger war	48
Ich fordere die korrekte Deklaration für alle Sandwichs!	50
Tschutschu problema: Ein Tag in Kaluga, Öblinsk und Moskau	52
Von Robbenjägern, FKK'lern und Monsieur 100'000 Volt	54
Geezättässzätt	56
Schönbühl SBB – Burgdorf SBB – Olten SBB – Basel SBB – Colmar SNCF	58
Liberté, fraternité, égalité, paix, joie et tarte aux œufs	60
Kennen Sie Chuck Knoblauch, Scott Brosius und Marco Haas?	62
«Tut mir Leid. Ist besetzt für Gruppe aus Schweiz ...»	65
Ich fordere die Verschiebung von Ostern 2007!	68
Familie Lottaz aus Wohlen fährt gen Süden	70
Vom FEX über NEXUS bis hin zum ... WUM!	72
Olympische Winterspiele 2010 in Fraubrunnen!	74
Wenn der liebe Ted Scapa einen Schaden hat	76
Von ungewöhnlichen Animierdamen und Zuhältern	78
Das ungelöste Rätsel rund um Zimmer 72	80
TWORK®: Die bedeutendste Erfindung seit dem Schlüsselanhänger!	82
Vom Jäger des verlorenen TWORKS®	85
Hilfe! Wo ist denn der 30. Franken geblieben?	87
Wenn es beim DNA-Spezialisten piept ... (Renate Hochmeister, Wien)	90
Ich hoffe, wenigstens Sie wissen was «Eidechslivy» ist	92
«Mein Herr, Sie sind sicher, zweimal Fisch?»	94
Nicole, 34, blond, 176/64, Single, vermögend, sucht	96
Und nun lasst doch den Herrn Ogi endlich in Ruhe!	98

Fast zum Schluss noch husch eine Erklärung zur vierten Umschlagseite dieser Ferienlektüre (bitte ganz einfach ... umblättern!): Die Zusammenarbeit zwischen Beat Sigel – Inhaber einer Werbe- und Grafikagentur in Büren zum Hof – und mir beschränkt sich nicht auf die hier publizierten Kurzgeschichten. Den Geschäftsbericht 2001 der Migros Aare hat er uns zum Beispiel gestaltet, total witzig (überrascht?). Und auf der Rückseite sehen Sie eine Aktion, die wir ungefragt (...) für Eric Balet, Direktor der Télécabines in Vercorin, aus eigener Initiative realisiert haben. Das wirklich Tolle an der Sache: Eric Balet hat sich von unserer Idee überzeugen lassen! Die Plakate hingen letzte Skisaison überall bei den Liftanlagen in Vercorin, gross und unübersehbar. Félicitations!

Thomas Bornhauser

In dieser Serie bereits erschienen:

- «Churz vor em Ablösche», 1992
- «Churz nach em Ablösche», 1993
- «Sygseso», 1994
- «Mynetwäge», 1995
- «Henusode», 1996
- «So ischs Läbe, äbe», 1997 (zusammen mit Ursula Reinhard, Bern)
- «Süs ch no Frage?», 1998
- «Päch für d'Schwyz» 1999 (zusammen mit Gastautoren)
- «Soisches» 2000 (zusammen mit Gastautoren)
- «10» 2001 (eine Zusammenfassung der besten Stories 1992–2001)

Alle Ausgaben sind vergriffen. Letzte Anmerkung des Autors, geng wie geng: Allfällige Schreib-, Tipp- und Borthographiefehler sind beabsichtigt. Sy no Frage?

Ski- & Snowboard-Rowdies:



Nous ne tolérons pas sur nos pistes les skieurs et les snowboardeurs sans égards! Toute personne qui met en danger de manière irresponsable d'autres usagers des pistes sera notée et incitée par nos patrouilleurs au respect des règles de bonne conduite. En cas de récurrence, l'accès à nos pistes lui sera interdit. Pour d'autres informations, veuillez vous adresser à nos collaborateurs. Nous vous souhaitons beaucoup de plaisir sur les pistes aussi belles que sûres de Vercorn!

Wir dulden keine rücksichtslosen Ski- und Snowboardfahrer auf unseren Pisten! Wer andere Menschen auf unverantwortliche Weise gefährdet, wird von unserer Pistenpatrouille notiert und ermahnt, sich an die Regeln der Fairness zu halten. Im Wiederholungsfall wird ihm der Zugang zu unseren Pisten verboten. Für weitergehende Informationen wenden Sie sich bitte an unsere Mitarbeitenden. Wir wünschen Ihnen einen schönen Tag auf den schönen und sicheren Pisten Vercorns!

We do not tolerate inconsiderate skiers and snowboarders on our slopes! Those who put others in danger will be stopped by our security staff and asked to obey the rules of fairness. Their name and address will be written down. In case of recurrence, these people will be banned from the ski and snowboard runs. Please ask our staff members for any additional information. Have a great day on our beautiful and safe Slopes!

Was es mit diesem Plakat auf sich hat, das erfahren Sie auf der vorhergehenden Seite.